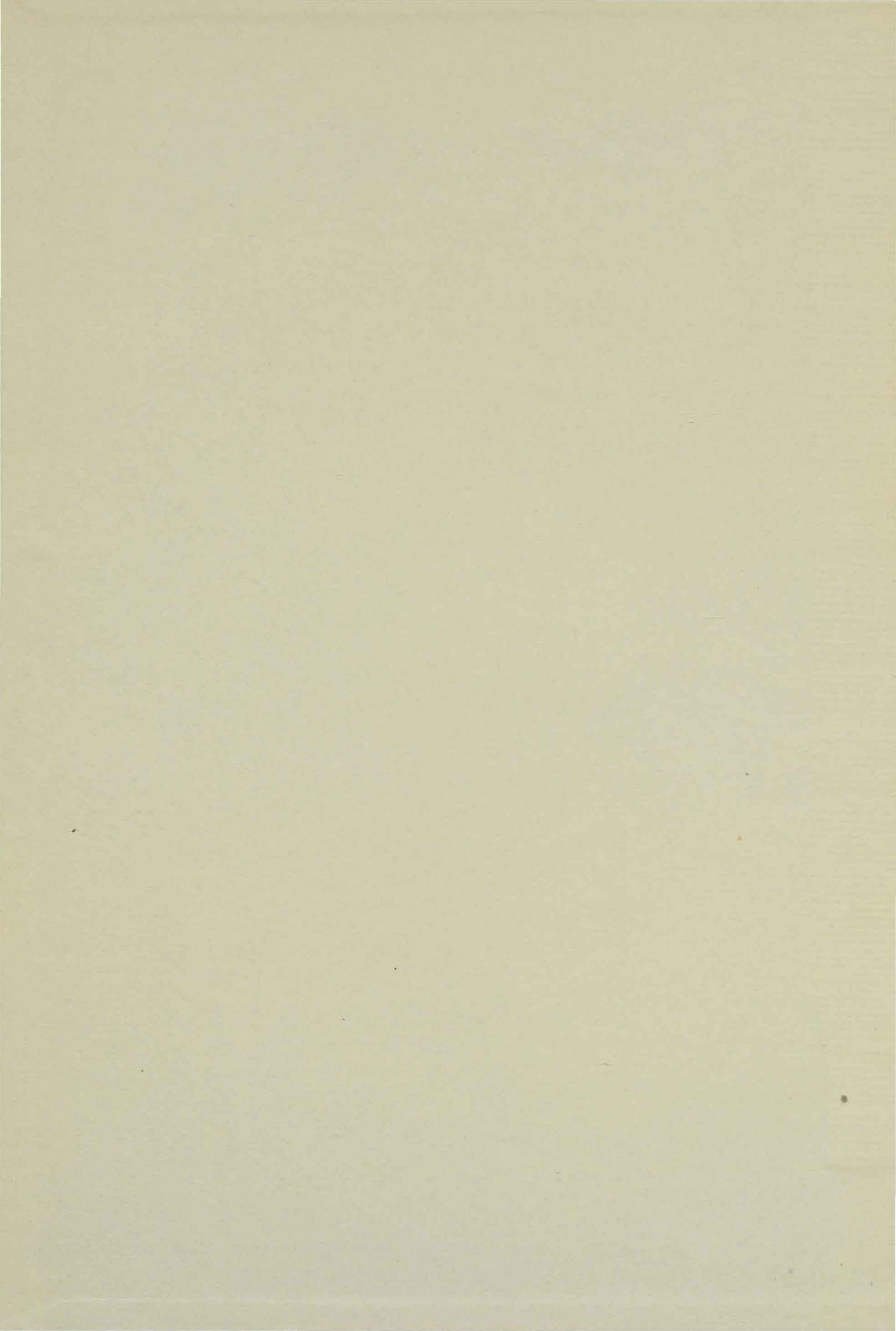
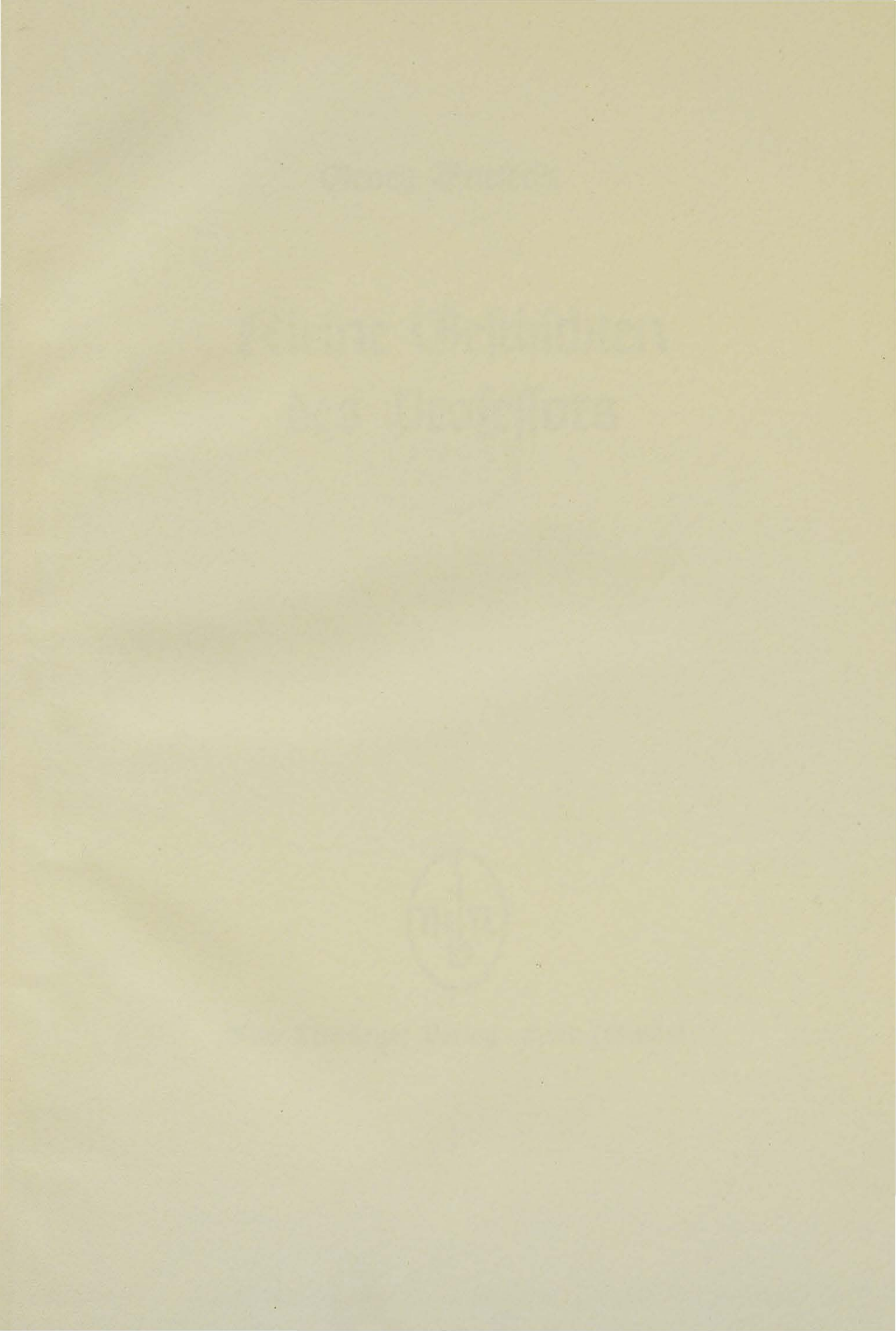
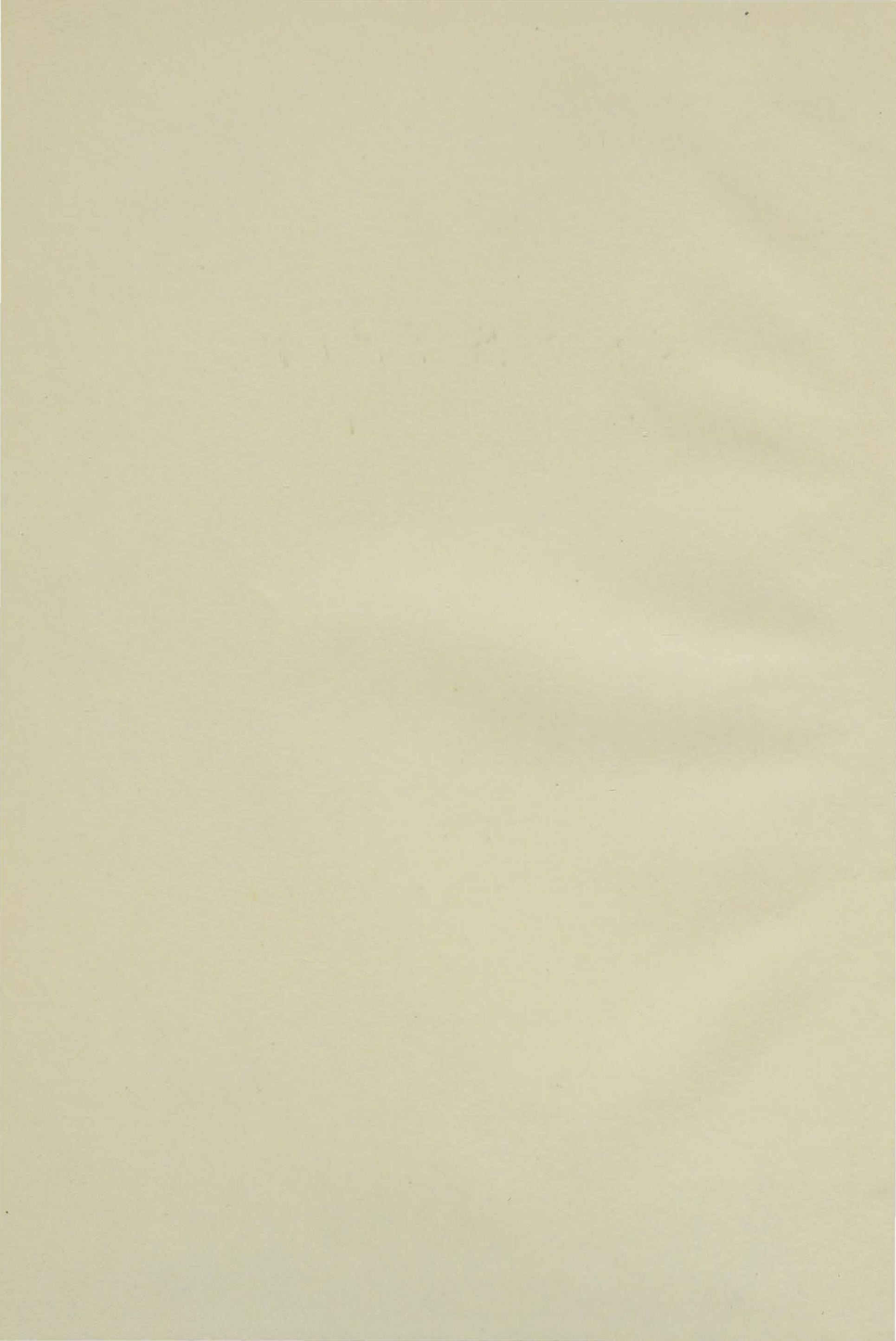
Georg Baesecke

Kleine Geschichten des Professors





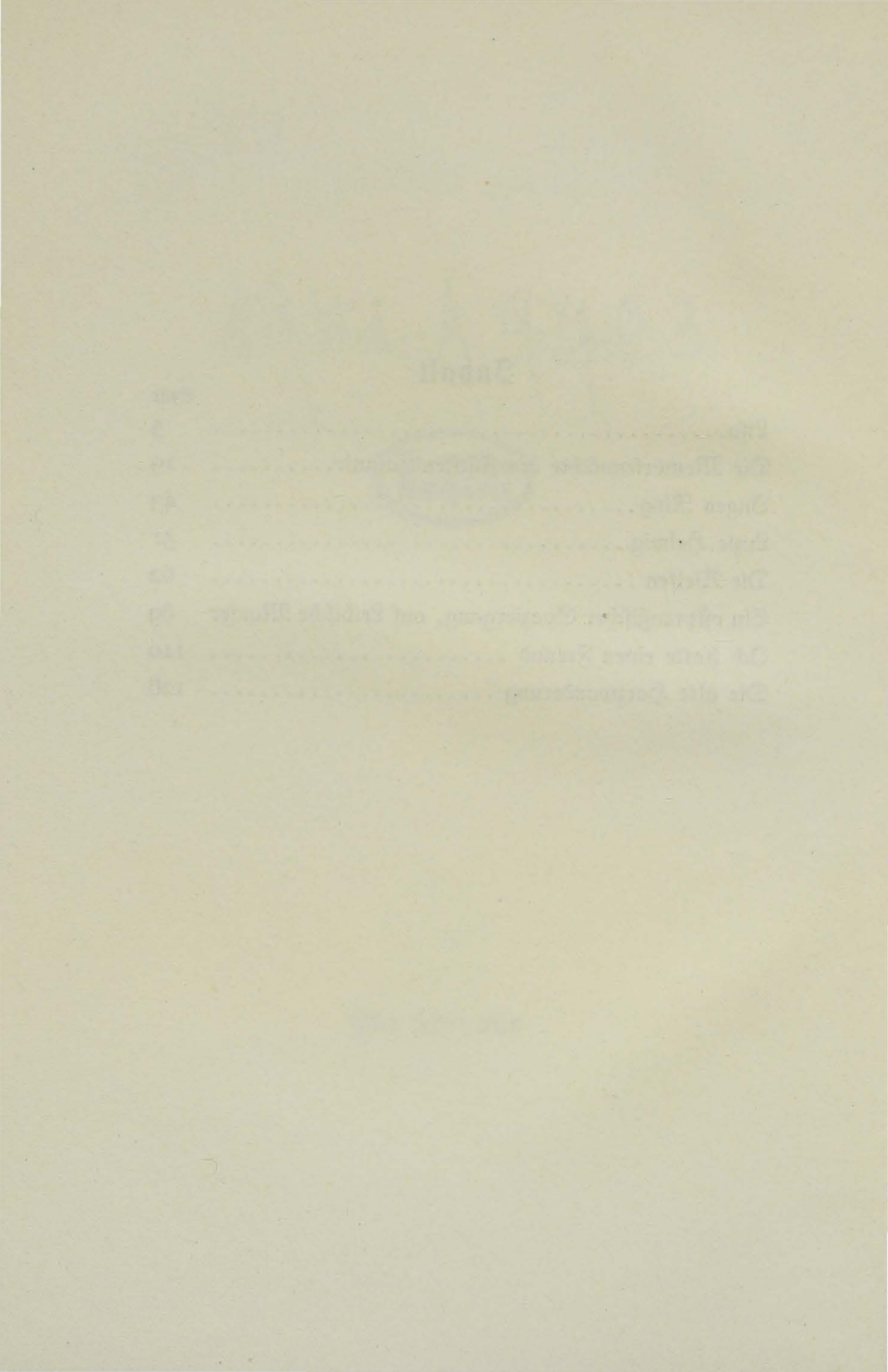


Georg Baesecke

Kleine Geschichten des Professors



Max Niemeyer Verlag · Halle (Saale)



Lisa

Lisa, wenn nun meine Eltern damals nicht an den Strand gezogen wären?

Als der große Möbelwagen davonfuhr, zottelten Bruder Wilhelm und ich hinterdrein. Aber noch auf der Brücke kehrten wir in wortloser Übereinstimmung plötzlich um und liefen zurück.

Mit Herzklopfen betraten wir den alten breiten Hausflur, und die Glocke hallte mächtig und lange durch den leeren Raum. Langsam stiegen wir die weiße ausgetretene Treppe hinan, schritten über den schränkeleeren Vorsaal in die leblose Küche, wo die Wasserleitung mit melancholischem Sange tropfte. Überall ein trübes Nachmittagslicht und Schweigen.

Ich schritt durch die klaffenden Türen hin und her, sah die Möbelspuren am Boden, den fremden Ausblick durch die schleierlosen Fenster, schritt hin und her und hin und her, immer schneller durch die lange Zimmerflucht, Nebel vor den Augen, eine Schlinge um die Kehle, bis ich endlich mein stürmisches Laufen mit lautem Weinen begleitete.

Ach, ich fühle den Kummer bis heute noch: Denn war da nicht eben eine Klage verstummt, eine lebenslange Liebe schwer gestorben? Und was sollte aus dem werden, was hier hätte geschehen können? Wer durfte alle die vertrauend schlummernden Knospen so grausam abschneiden? Und Wilhelm stand da und heulte mit, bis das Mädchen uns suchen und holen kam.

Als wir dann in den Garten unseres neuen Hauses traten, stand ein kleines schwarzhaariges Mädchen mit zwei Rattenschwanzzöpfchen, ein grünes Blatt im Munde, zwischen den Stäben des Nachbargitters und sagte ermunternd:

„Na?"

Wir blieben einen Augenblick stehen, und Wilhelm, wiewohl noch einen Kopf kleiner als sie, machte in meinem Schutze verächtlich:

„Höhö!"

Dann traten wir durch die Glastür in den Hausflur.

Es war Lisa v. Pliß.

Man fand, daß wir beim Einräumen im Wege seien. So gewannen wir den Hof und gelangten durch eine Hintertür ins Freie.

Es war eine dichtbewachsene kleine Berglehne, so steil ansteigend, daß die wilden Holunderbüsche über das Hinterhaus in den Hof sahen, und oben war ein freies Plätzchen mit einer Bank.

Darauf saß schon wieder Lisa v. Pliß, und sie schaute mit uns hinunter.

Da lagen im Abendglanze die dicht umlaubten Villen zu unseren Füßen — und wir sahen durch die Zweige in unsere Küche —, dann der Strand mit Landungsstegen und Badehäusern, dann der Hafen mit ein klein wenig Lärm, die Stadt, um das hohe, rote Kirchdach geschart, rings das wogende Land, von Hecken und Straßen, auch einer schwindenden riesigen Dampfschlange der sehnsüchtigen Eisenbahn durchschnitten, links in rosigem Schimmer sich weiter und weiter breitend und ferne verdämmernd das Meer und hinter uns Feld und Wald in kleinen trutzigen, schon unheimlich dunkelnden Scharen.

Da schlug es sieben, und wie der Blitz war dies Lieschen, das eben noch so träumerisch gesessen hatte, verschwunden, ehe noch ein Wort gewechselt war.

Aber am nächsten Tage begann doch unser gemeinsames Leben.

Es wurde durch einen sinnreich von Dachluke zu Dachluke geführten Klingelzug aus Bindfäden aufrechterhalten, wenn er nicht grade versagte. Dann spielten wir erst etwas Harmloses in Garten und Hof, bis wir heimlich ins Freie entwichen, an den Strand, wo er sich flach und sandig verbreiterte und zu Patscheln, Ketschern und Sammeln verführte, oder zwischen die Hecken und in den ver-

wilderten alten Park, der ein Viertelstündchen weiter zwischen Moor und Heide lag.

Dort hatten wir unser phantastisches Haus aus Zweigen, Brettern und einem gestohlenen alten Teppich errichtet und mit ständig sich mehrendem Hausrat versehen, auch mit Waffen und Kriegsschmuck und einer ausgewählten kleinen Bibliothek, nach der wir unser Indianertum regulierten. Dort lebten wir edel, speisten und schliefen, indes einer im Sonnenschein die Nachtwache hielt, zogen auf Kampf aus, wegelagerten oder machten Schularbeiten und was es mehr war.

Ich aber hatte das Land ringsum an uns verteilt, hatte ihm zu den natürlichen „Flüssen" und „Gebirgen" auch Städte und Dörfer mit schwierigen Namen, weiterhin auch Heere und Flotten und Eisenbahnen gegeben, und alles auf einer sauberen Landkarte vereinigt, die auch die Städte nach ihrer Einwohnerzahl abstufte und die Festungen mit den Garnisonen besonders bezeichnete. Und ich krönte das Werk durch eine bis ins einzelne erfinderische „Geschichte des Kaiserreichs Palö" (Ton auf der letzten Silbe), in der dies Land sich aus einer kümmerlichen Grafschaft durch gräßliche Kriege zu seiner jetzigen Größe entwickelte, indessen sich weise und tapfere, feige und faule, fürs Äußere, fürs Innere und gar nicht interessierte Herrscher mit großer Wahrscheinlichkeit abwechselten, in der einmal alles verloren schien, bis das Reich in einem fürchterlichen Be-

freiungskampfe gegen eine verbündete Welt zu nie erhörtem Glanze und Umfang gedieh und alles einen überaus herrlichen Blick in die Zukunft tun ließ unter der gnädigen, milden Herrschaft des jetzigen Fürsten, und das war Kaiser Patschlamanda der Große, d. h. ich.

Und dann heiratete Patschlamanda obendrein in verständiger Würdigung der Verhältnisse die süße junge Königin von Balbalba, indes der König von Bimsebumse, d. h. Wilhelm, feige in seinem diamantenen Bette lag.

Dazwischen waren wir aber ruhig wieder Indianer oder was sonst, und es war eine Lust, wenn Lisas Kadettenbrüder da waren, sie als bewaffnete Macht der schnöden Ordnung zu betrachten, zu überfallen, zu binden und zu martern, indes Lisa im Federschmuck einen betörenden Zaubersang und -tanz vollführte.

Der Haupttriumph und unser letzter aber war, daß Lisa den kleinen Richard, das jüngste Kind ihrer ältesten Schwester, die gerade zum Besuche da war, aus den Windeln raubte und in unsere Höhle schleppte. Da gab es denn Geschrei, Suchen, Endlichfinden, Zorn, Empörung und Zerstörung und ein langes, klagendes Nachhallen.

Unsere Gemeinsamkeit zog sich aber mit Kahn- und Schlittschuhpartien und vielen anderen Dingen in kindlicher Reine weiter durch die nächsten Jahre, bis sie ihr jähes Ende durch die Tanzstunde fand.

Wie aus der Erde wuchs da eine Mauer, die die Geschlechter geheimnisvoll trennte, und wenn man in gewähltem Anzug und mit gewählten Manieren durch ihre enge Pforte schauen durfte, so trugen die lieblichen, verführerischen Gestalten drüben doch alle nebelhaft wallende Märchenschleier und wandelten mit klingendem Kichern auf Rosenblättern, wie im düfteschweren Serail zu Teheran. Und indem uns Glacés und gestärkte Vorhemden unbedingt erforderlich wurden und Frl. Lisa den weißen Tüll anzog, wurde sie ein wonniges Elfchen mit dem schönstgeschwungenen Munde und dem allerreinsten Profil, dem nur jener Mund selbst wehtun konnte, wenn er schmollte, was er gern tat.

Ich war natürlich ungeschickt, und gleich zur Tanzpause des ersten Abends war mir Lisa von Fritze Henkelmann weggeschnappt. Am zweiten war sie schon vorausengagiert und blitzte mich verächtlich aus ihren schönen Augen an.

Damals lernte ich die Eifersucht kennen, und ich fraß mich in Zorn und Weltverachtung hinein, als ich dann obendrein den Walzer nicht begreifen konnte. Um so mehr verliebte ich mich in eine kleine dicke Konditorstochter, die mir mitleidig ihre Hilfe bezeigte.

Ich erhob sie nach einer Woche zum Traum meiner Träume. Aber es war mir weißgott kein Scherz, und wenn auch meine wöchentlich zweimal überreichten Gedichte alle Berührung mit der geschauten Wirklichkeit und Möglichkeit verloren, von „nymphenschönem Wesen“ und von

„der Freude vollgefülltem Wollustbecher“ redeten, als verstünden sie sich von selbst, und sich dann wieder blutig mühten, irgendeine Mitteilung von Wirklichkeit in solchen Überschwang und doch in Reime zu bringen: die Macht seiner herrlichen Leidenschaft empfand das Obersekundanerherz doch tief und fühlte sich gereinigt, über sich gehoben und in liebevollem Verständnisse geborgen vor der Welt, geborgen auch vor Lisas Stolze, die mit kecker, gebieterischer Sicherheit in Fritze Henkelmanns Armen schwebte.

Es kam zu einer förmlichen Liebeserklärung, die mir sehr sauer wurde, aber nach Ansicht der „Herren“ dazugehörte, und beim Schlußballe sogar zu einem flüchtig geraubten Kusse. Den hatte ich allerdings Fritze Henkelmann abgesehen, aber auch gesehen, wie sich Lisa in seinem Arm blitzartig zurückbog, so daß er kaum ihre Wange streifen konnte. Es war bei der Polonaise durch den nächtlich duftenden Sommergarten der „Union“. Die Laternen standen glühend zwischen hellerglänzenden und düsterschattenden Lindenzweigen, aber ihr Licht drang nicht in das Halbdunkel zwischen den Beeten und die schwarzen Winkel am Hause: da konnte höchstens der Grund unter den Füßen verräterisch knirschen.

Und dann ein Stelldichein eines regnerisch windigen Herbstabends. Es war an dem Aussichtsplatze über unserm Hause und über den ruhigen Lichtern des Städtchens, und es sollte nicht weniger sein als eine feierliche Versprechung

— aber dann plötzlich Schritte, mein Minchen entwand sich mir und verschwand im Dunkel.

Lisa, die Fremdgewordene, kam ihren engen Privatpfad herauf, sah mich nicht und setzte sich stumm weinend auf die Bank. Ich schlich betäubt davon.

Warum nur fiel ich dir nicht zu Füßen? Du mußtest ja doch mein werden, auch wenn wir beide nicht wollten! —

Freilich, als wir nach wohl einem Dutzend Jahren hier wieder zusammen trafen, da konnte kein Zweifel sein, daß bebrillte Wissensmänner ihr Ideal nicht seien. Das war vielmehr ein hochgewachsener, kräftig-schlanker Herrenmensch, geistig vielfach interessiert, sportlich und ritterlich. Ich begann sogar zu finden, daß dies Ideal schon individuelle Züge hatte: ein halb Geheimnisvoller, etwa ein reicher Kurgast, unter dessen fast brutalem Mute sie sich auch bei bösem Wetter im Segelboot wundersam geborgen gefühlt und den sie mit stolzer Sprödigkeit bis aufs Blut bekämpft hatte.

Eigentlich war es ja ein neuer Kampf, wenn wir lustwandelten und unsere Gespräche führten. Da mußte ich mich bestaunen lassen, daß ich kleinbürgerlicherweise dieses oder jenes Hochaktuelle nicht gelesen habe, was ihr bei Zeitschriftenschau oder Gespräch, in Büchern oder Vorträgen zugeflogen war: ein unnachahmlich geschwindes und graziöses Ergreifen und Verstauen, als wäre sie die Bachstelze überm Wässerchen, und auch das Wippen fehlte

nicht. Und dagegen nun der böse Kieselstein, der nur wußte, was er wußte und täglich ein bißchen mehr Gleichgültiges, der sich nichts abgucken und abflattern lassen wollte und wärs nur aus einfacher Höflichkeit gewesen. Wenn es so weiterging und er immer dicker wurde, mochte er schließlich die Sonne verfinstern. Es war beängstigend und aufreizend zugleich.

Aber im Grunde war er doch nicht so schlimm: später, als wir die tausend Abende unter eigner Lampe saßen und vorlasen, wieviel tausendmal hast du da dem lahmen Schulmeister auf die Sprünge geholfen!

Als ich sie um ihre Liebe fragte, wurde sie totenbleich, die Hände fielen herab, das Haarkrönchen senkte sich, und ihr rasches Ja war kaum ein Hauch. Ich beugte mich zaghaft zu ihr, hob ihr das Kinn — frevle Berührung! — und suchte ihren Blick umsonst. Dann küßte ich sie leise auf willenlose, weiche Lippen, und sie schauerte zusammen, floh davon.

Aber abends — ich war in ihrem elterlichen Hause zu Gaste —, als sie mich zu dem Fremdenzimmerchen emporführte, stellte sie den Leuchter rasch beiseite, schlang die Arme um meinen Nacken und küßte mich feierlich auf den Mund. Da preßte ich sie überwallend an mich, und indem ihr fast der Atem verging, flüsterte sie: „Das ist gut! Du bist mein!"

Und die schwarzen Ringe in ihren Augen zogen sich

vibrierend zusammen und dehnten sich weit aus, daß ein dunkler, glühender Glanz herausdrang. —

Nur wer je Privatdozent gewesen, weiß, was ein „Floh im Ohr" ist. Ein älterer Kollege verabfolgt ihn in scheinbarer Wohlmeinung: er verkündet, daß irgendwo in deutschen Landen eine Stelle erledigt ist oder wird und daß — dies aber nur unter dem Siegel aller erdenklichen Verschwiegenheiten — vielleicht Aussicht vorhanden ist, wenn nämlich —. Und nun weiß jeder Privatdozent die Liste der Anwärter, kennt ihre Leistungen in Schrift und Lehre, ihre Stärke und persönliche Eignung, wägt die Bedürfnisse des Orts, des Fachs, die Anforderungen der Fakultäten, der Mode und neuesten Methode, etwaige beängstigende persönliche Beziehungen, Schülerschaften und Richtung, Konfession, Rasse und Familienstand und fühlt abermals und abermals einen unklugen Drang, hie oder da auf einen maßgeblichen Busch zu klopfen. Das Frauchen aber, eingeweiht in jahrelangem, schmalhansischem Hangen und Bangen, erwägt mit wie der eingearbeitetste Fachmann. Da holt man den Baedeker des Zukunftsortes von der Bibliothek, studiert die Stadt- und Universitätsgeschichte und -statistik, das Vorlesungs- und Personalverzeichnis samt dem Kursbuch, baut seine Villa und abonniert möglichst schon auf die Zeitung, die man darin lesen will. Und wenn man gar in die engere Wahl kommt, dann steigern sich Zappeln und Schlaf- und Arbeitslosigkeit und ausschwei-

fende Spaziergänge mit Besprechungen des tausendmal Besprochenen unter plötzlichen neuen Gesichtspunkten. So haben wir in Graz und Basel wie in Königsberg gewohnt. Und wenn sie dann unmenschlich hatten warten lassen und es schließlich doch nichts war, wie sollte die arme Frau trotz aller gemachten Vorbehalte so rasch einsehen, daß die Hoffnung natürlich unberechtigt war, daß die Niete eigentlich kein Übergehen bedeutete, und wie den Glauben behalten, daß ihr Mann wirklich in diese entsetzliche „akademische Karriere" und nicht in die „Ochsentour" der Anciennität gehörte?

Der alte Rechnungsrat, der immer die übriggebliebenen Hörsäle für das nächste Semester an die versammelte Privatdozentenschaft zu verteilen hatte und mit fürchterlichem Witze jedesmal kollegialisch erzählte, wieviel ordentliche Professoren inzwischen in Deutschland „zur Strecke gebracht" oder „zugunsten der Wartenden in den ewigen Ruhestand getreten" seien, erklärte denn auch den „Sterbs" für immer unbefriedigender, d. h. natürlich ohne dem Einzelnen zu nahe treten zu wollen.

Es war hart! Und Lisa hatte doch einst, ehe ich sie fragte, kühnlich erklärt: „Unter 6000 M. heirate ich nicht!"

Aber eines Tages kam doch der Brief, der mich mit ausgezeichneter Höflichkeit ins Ministerium beschied. Es war gerade der 1. Juni, der Tag des „Honoraressens": darin

pflegten wir zwei jedesmal, verkrochen in den Winkel einer billigen Massen-Weinstube, das frischeingekommene Semesterhonorar anzulegen, und Lisa aß im modernisierten Standesamtskleide eine halbe Portion Kaviar, eine gefüllte Tomate und „1/4“ Hühnchen zu je 80 Pfennigen oder zeigte mir, was ich nie gelernt habe, wie man Austern essen muß.

Heut aber kam alles aus Rand und Band. Hinaus mußten wir, hinaus! Und so trat eine andere Gepflogenheit in die Rechte des Honoraressens, der „Indianerbummel“. Der bestand darin, daß man alle erreichbaren guten Dinge in einen Rucksack stopfte und einen Tag lang durchs Grüne lief, aber ohne Ziel und ohne Einkehren. Und dies „ohne Einkehren“ war damals etwas Merkwürdiges und fast Schwieriges.

Es war schon spätnachmittags, als ich meiner Lisa auf offener Straße in die Arme flog und sie aufschluchzend an meinem Halse hing. Ich rief nur „Indianerbummel!“, und sie begriff augenblicklich. Ein Viertelstündchen später waren wir schon auf Einkäufen unterwegs, und dann erst wurde von Grund aus erzählt.

Über schwarzem Walde fern ging ein ungeheurer düsterrauchiger Vollmond auf, indes an den Hängen noch lau die Wärme des Sonnentags wogte. Im Walde wars stichdunkel. Der Mond, der uns leuchten sollte, blieb hinterm Berge. Aber wir kannten den schwierigen Pfad zu dem

kleinen Aussichtspavillon hundertfältig, und als es gar zu schwarz wurde, tastete Lisa voran und zog mich mit fester Hand nach. Oben, im Angesicht des bläulich erdämmernden Tals, wurde mit kunstreicher Steigerung gespeist, und gemach kam auch der Mond hinter uns empor. Auf ihn hatte ich gerechnet, und ich nahm das zarte Ringchen mit dem blauen Treustein und den winzigen Brillantsplitterchen drum herum, das ein Denkzeichen dieser hart erkämpften Wendung sein sollte, und legte es unvermerkt auf den Lehmboden der Hütte. Da sollte es im Mondlicht blinken und winken.

Lisa lag auf der Bank, den Kopf auf meinem Schoß. Sie war bei den geschlagenen Konkurrenten angekommen und erkannte mehr und mehr, daß ihnen nach Verdienst geschehen war. Ich suchte den Ring mit den Augen im Halbdunkel. Jetzt sah ich ihn, aber er blinkte nicht. Jetzt, jetzt blinkte er, aber sie sah ihn nicht. Sie merkte, daß ich ihren nächtlich gedämpften Worten nicht zuhörte.

„Was denkst du?"

Sie folgte meinem Blick, als würde ihr unheimlich, und dann blinkte es auch ihr auf. Sie erstarrte ein Weilchen, schaute fest auf das heinzelmännische Ding und wieder auf mich, sprang, als ich lächelte, mit einem Ruck auf beide Füße, packte es, hielt es einen Herzschlag lang vor die Augen und jubelte vergessen in die lautlose Nacht: „Schorse!"

Und als die Wogen sich geglättet hatten, lag sie wieder auf der Bank, unerschöpflich plaudernd, den Ring am Finger spielen lassend, und von draußen blickten die Wachholderbüsche durch silberigen Nebel herein.

Ein Nachtzug rollt aus der Ferne hervor, leise ebbt und flutet sein Brausen, langsam versteht mans. Auf der nächsten Station, wohl fast dreiviertel Stunde Wegs von hier, läuft er ein, Bremsen kreischen, der Name wird gerufen, Türenschlagen, ein kleines Gewirre, Pfeifen, Anziehen, sachtes Verrauschen, Stille. Darüber war denn die arme Glückliche wirklich eingeschlummert. Ich deckte noch ein Plaid über sie, sinnierte froh den Waldhang hinab und — schlief eben auch.

Das Höchste, was ich je an weiblichem Liebreiz gesehen, schöner als was je in Büchern gedichtet und phantasiert ward — es hat ja keine Wahrheit —, das warst du Lisa, holde Psyche, im Lachsbach, als dir von Büschen und Bäumen das grüne Gold schräg um die schmalen Schultern und um die Knie das sonnenlichte Wasser floß: da mußte ich Wache halten im Dickicht über die weite, verschwiegen lächelnde Feldeinsamkeit des kaum erstandenen Tages — aber wehe, wenn ich mich umsah!

Es waren doch selige Zeiten!

Die Memoriennächte des Fürsten Casimir

Der wohlmeinende und aufgeklärte Fürst Casimir gründete vor nun bald 250 Jahren in seiner Residenz ein „Kloster der Dreizehn", in dem mittellose Witwen und Töchter seiner höheren Beamten ein dauerndes Unterkommen finden sollten. Das Gebäude, noch jetzt stattlich zu nennen, wiewohl altmodisch und mannigfach baufällig, vereinigte an weitläufigen Gipskorridoren 12 Einzelwohnungen in zwei Flügeln, einem adligen und einem bürgerlichen, dazu in der Mitte über dem großen Torwege ein Betsaal nud anstoßend die Wohnung der „Frau Domina", die aber jungfräulich („Der liebe Gott ist ihr Mann" sagte die Waschfrau) und adlig sein mußte, den Oberbefehl über die 12 Weiblein und das Amt hatte, das gottesdienstliche Glöcklein auf dem Mittelgiebel zu läuten. Hinter dem allem lag, in weitem Ringe eingeschlossen von dem Hinterhausgerümpel der Kleinbürgerei, nächst den wichtigsten und unentbehrlichsten Wirtschaftsgebäuden samt dem im Hause mangelnden „Zubehör" ein gewaltiger Obstgarten unübersehbar voll weißgestrichener Stämme,

2*

zwischen denen meist frischgewaschene Hemden, Röcke und Laken an den Leinen sich blähten und flatterten: denn dies war der Trockenplatz der halben Stadt, und jener kluge Fürst mag den Verdienst nicht gering angeschlagen haben, den seine Schutzbefohlenen außer von dem Obst auch von der Reinlichkeit der andern haben würden.

Aber zum Spazieren taugte der Garten nicht, denn entweder war es zu kalt oder zu früh, zu feucht oder zu sonnig und jedenfalls in der Nähe der Wirtschaftsgebäude zu genierlich, so daß an manchem lauen Abend nicht nur Kater und Kätzlein, sondern auch Männ- und Weiblein auf allerlei Schlupfwegen hereingerieten und in niegeschauten Hintergründen ohne Scheu ihr Wesen hatten. Daraus entstand dann nicht nur Scham und Entrüstung, sondern auch Schaden, soferne zur Herbstzeit gewiß mancher Apfel und manche gelbe Birne die gewohntgewordenen Pfade in die Außenwelt mitwandern mußte, ohne daß die behaubten Köpfe an den fernen stillen Fenstern es hindern konnten.

Auch das Holz wurde naturaliter geliefert und dann von dem Hausknechte zerkleinert und verteilt. Was doch Meinungsverschiedenheiten über den Anteil einer jeglichen geben mußte!

Schlimmer aber war es, über die fünf Feuerlöcher des großen Herdes zu entscheiden. Denn nicht nur, daß sie von der zentralen Glut ungleich weit entfernt und den Kochenden ungleich bequem zu erreichen waren, nein, noch schwerer

war und ist es, 13 durch 5 zu teilen, und die Autorität der kleinen Domina reichte nicht immer hin, messerspitzig hell erklingenden Zank vor den Ohren der dienstbaren Mädchen zu verhindern. Denn die drei Kartoffeln der Breithaupten brauchten helles Feuer, und das Köhlchen der Düwermanteln mußte gleichzeitig vorsichtig schmoren, und wie hätte es sich mit Anciennität und Adel vertragen, wenn sie demzufolge die Feuerlöcher gewechselt hätten? Und wenn es nicht Streit gab, dann gab es soviel Liebenswürdigkeiten und altmodische Komplimente bei freiwilligem Verzicht, daß das Stimmengewirr kaum minder war. Und wenn nun gar Spitzen hinzukamen: daß die Nolten zuviel Zwiebelgeruch machte und die Möchteknusten alle Tage dasselbe kochte (weil sie jedesmal einen Rest von gestern hatte) — o Gott, es war manchmal furchtbar und der Domina nicht zu verdenken, wenn sie dann in heller Wut Wasser in die Glut goß, daß alles in stinkenden Rauch aufging. Denn wenn auch schließlich alles fertig würde, müßte es nicht doch noch Streit geben, wenn es dann gölte, die Töpfe auseinanderzusuchen?

Fürst Casimir, die Kochbestimmungen waren nicht klug von deiner Hochfürstl. Durchlaucht erdacht!

Aber jetzt sind sie nicht mehr zu beseitigen, denn die Geschmäcker der Dreizehn haben sich mittlerweile zu weit auseinandergebildet, und wenn alle gekochte Eier zum Abend wünschen, so will sie die eine hart, die andere flaumen-

weich, die Hartbauchen weich, die dumme Möbiussen glasig, die fünfte gerade noch laufend, die sechste in kaltem, die siebente in kochendem, die achte in springendem Wasser aufgesetzt, die neunte überhaupt Gänseeier, und die Domina muß sie anders haben, weil die andern sie so haben.

Die Domina war zu der Zeit, die wir schon immerfort stillschweigend gemeint haben, d. h. vor ungefähr 50 Jahren, Frau Clarinette von Rietenspleen, ein verwachsenes Dämchen mit einer Hakennase und einer Pickelflötenstimme, und sie hatte es mit ihrer Autorität nicht leicht, weil sie zu anderen immer hinaufsehen mußte und das bei ihrem krummen Rücken nur mühselig zustande brachte.

Sie hatte aber als Disziplinarmittel noch den sonntäglichen Gottesdienst. Dazu hatte sie in einer wundervollen schwarzseidenen Schnörkelhaube mit schneeweiß-gefältelter Einlage zu erscheinen, bei feierlicheren Gelegenheiten, zumal Einführungen, auch mit einem hohen Stabe, dessen weitausladender Silberknauf ein Lämmlein mit der Fahne war. Das Lämmlein hatte leuchtende Rubinen als Augensterne, und danach hatten die Herren im Ministerio Clarinetten häßlicherweise das „Lamm Gottes" (sonst auch den Domino) genannt, wiewohl sie ihren Besuch zu fürchten allen Grund hatten.

In solchem selbstzusammengeläuteten Gottesdienste hielt sie dann ihren Schafen die Sünden der Woche vor, besser als ihr Pastor gekonnt hätte, erst sanftmütig und alle

rührend, allmählich aber in jenen Hochton der Pickelflöte übergehend, der ihr nur Haß statt Liebe eintrug.

Ob das sehr klug von Casimir gedacht war?

Sicherlich aber ein anderes, auf das wir nun endlich zu sprechen kommen, das ist das Institut der Memoriennächte.

Casimir war, wie gesagt, ein aufgeklärter Mann, und er wünschte den zu seiner Zeit noch weit und breit grassierenden Aberglauben in seiner Zitadelle, bei den alten Weibern, zu treffen. Justament 13 sollten es sein, die im Kloster zusammen lebten und damit bewiesen, daß die 13 nicht tödlich sei. In der Tat bewirkte die böse Zahl, daß alle sich möglichst lebendig zeigten, um desto sicherer zu sein, daß die dreizehnte unter den übrigen sei. Der Hauptkniff aber (bei aller Mildtätigkeit) war, daß jede Novize ein Mindestkapital einzuzahlen hatte, dessen Zinsen nach ihrem tödlichen Hintritt alljährlich am Sterbetage ausgezahlt werden sollten, aber nur an diejenigen Schwestern, die die Geisterstunde des so geheiligten Tages im Kloster zubrächten.

Es ist begreiflich, daß zuerst nur wenige starkgeistig genug waren, den Gespensterunfug einer solchen Nacht nicht zu fürchten, die aber mochten sich um so mehr freuen, denn in um so weniger Teile zerfiel der Zinsertrag. Indessen machte Herr Casimir der jeweiligen Domina Aufklärung zur Pflicht, und so fanden sich mehr und mehr Teilnehmerinnen an den „Memoriennächten" zusammen, be-

sonders wenn sie einträglich waren. Die schlechtesten trugen 1 Mark 37, für Adlige 24 Pfennig mehr — die krummen Summen schrieben sich von der alten Währung her, der die Adligen zwei Gutegroschen teurer waren —, die besten brachten zwei Taler und darüber, namentlich für die Domina, die doppelte Anteile bezog. Aber so kam dieselbe in einen üblen nachteiligen Streit der Pflichten: denn Aufklären hieß sich selbst die schönen Nebeneinnahmen abgraben. So pflegte sie denn, besonders bei Einführungen, das rechtfertigende Wort im Munde zu führen (das leider fast geflügelt wurde): „Wo kein Aberglaube ist, da ist auch kein Glaube", und für Glauben zu sorgen gehörte natürlich zu ihren vornehmsten Pflichten.

Es gab also nur wenige, die aus Aberglauben der Memoriengelder verlustig gingen, und nur die Nolten und ihre harthörige Schwester pflegten noch das Gruseln, wenn in dem alten Hause die Mäuse raschelten oder etwelches Seufzen und Poltern sich hören ließ. (Die Schwester hörte es zwar nicht, aber sie ließ es sich angenehm beschreiben.) Die Nolten hatte auch besonderen Grund, denn als sie einst von einem nächtlichen Hinterhausgange in ihr Gemach zurückkehrte, war ihr etwas wie ein wandelnder Berg begegnet, so daß sie in wohltätige Ohnmacht fiel. Nachher wars die allerdings sehr umfängliche Düwermanteln gewesen. Denn deren eigentliche und letzte Lebensbeschäftigung bestand darin, daß sie sich vor „Zug" zu verwahren

suchte, und so pflegte sie über den Korridor nur innerhalb ihres dreiteiligen Ofenschirmes zu gehen. Aber die Nolten hats nicht glauben wollen, und als mans ihr nachträglich vorführen wollte, fiel sie wieder in Ohnmacht. So fehlten in den Memoriennächten eigentlich nur die Damen, die auf Vetternbesuch waren, und alles vorsichtige Tasten, Fragen und Überreden führte meist zu nichts, und wenns mehr als einen Taler galt, waren sicher alle da.

Und nun kam gar die Casimirsnacht, die allerbeste, natürlich!

Allgemein war die Aufregung: wieviele würden, bevor das Tor geschlossen wäre, noch heimkehren? (Es war Sommerferienzeit und Casimir sehr ungünstig gestorben.) Würde nicht doch noch die eine oder die andere ausbleiben? Vielleicht gar die Rietenspleenen? Das gäbe gleich das Doppelte! Rechts und links hinter den schlohweißen Gardinen — je drei Fenster anders als die nächsten drei — stand es und lauerte und äugte über runde Brillengläser das holprige Pflaster entlang. Schon um 3 kam die Meyern II mit ihrem perlengestickten Reisesack und ward mit miserabler Holdseligkeit empfangen, indes weibiglich das Minus taxierte, das sie brachte. Mit sinkendem Abend aber sank auch die Hoffnung: nacheinander kamen die Kleukern, die schwerwackelnde Möbiussen und die Hartbauchen.

Aber die Rietenspleenen fehlte noch. Ein zufälliger Kon=

vent fand sich auf der oberen Diele ein, man fragte und hörte, wohin sie gereist sei, man bedauerte lügenhaftig ihr Fernbleiben an einem solchen Tage — man sprach nur vom „Sonntag", denn daß Casimirsnacht sei, verriet keine mit einer Silbe. Längst brannte die Lampe mit der großen flachen Blendkuppel im Treppenhause; nun war auch Abendessenszeit vorüber. Ein hastiges Hin und Her zwischen dem heimlichen Auslug am eigenen Fenster und dem improvisierten Konvent, der sich als harmloses Abendgespräch gab, wiewohl er wegen der beginnenden Kühle die seltsamsten Mummereien erforderte und eine Sammlung von Umschlagetüchern, Jacken, Regenmänteln, raschelnden Gummischläuchen und verblichenen Seidenschals ans Licht förderte, die für die Straße nicht mehr gut genug waren.

Fünf Minuten vor zehn.

„Bertha, gehen Sie mit dem Hausschlüssel hinunter!" befiehlt die stellvertretende Domina Meyern I, die Adelmeyern genannt. (Die Meyern II hatte ihre I abtreten müssen, als die adlige Schwester erschien.)

Bertha geht mit ungebührlichem Lächeln. Aber die Möchteknusten „will doch sehen, was Bertha zu lachen hat", sie setzt mit einem Ruck ihre langen harten Knochen in Bewegung, geht ihr nach und, als der letzte Schlag zehn noch nicht aus der Glocke ist, da dreht sie eigenhändig den Schlüssel um, tut einen hexenhaften, schlenkerigen

Hopser (daß man es nicht für möglich gehalten hätte) und schwingt sich wie verjüngt die breite Treppe hinan.

„Bertha, ins Bett!" heißt es wieder; das Licht erlischt; alles geistert auseinander.

Aber als es 1/4 11 schlägt, beginnt ein Rackeln und Krackeln, ein Stoßen und Erboßen an der Haustür.

Dann eine kleine Stille.

Jetzt mochte die Draußenstehende den Hausschlüssel in einer tiefen und dunkeln Tasche suchen.

Aber da huscht es geisterhaft herbei: eine bleiche Gestalt vom adligen Flügel, eine vom bürgerlichen, in strähnig wildem, kurz flatterndem Haupthaar die eine, in weißlich erdämmernder Haube die andere.

Ein kleiner Schrei, die bürgerliche verschwindet erschreckt, die adlige eilt zum Haustor und schiebt den großen Notriegel vor.

Draußen schrillt es wie aus der Pickelflöte, drinnen ein dämonisches Kichern. Dann draußen stärkeres Stoßen und Lärmen mit der Klinke, hilflos verwimmerndes „Bertha! Bertha!"

Umsonst! Umsonst! Denn als Bertha endlich im Nachtgewand auftritt, da treibt sie jener Geist durch ein lautlos gräßliches Auf- und Niederwalzen in entsetzte Flucht. Und draußen erstirbt jeder Menschenlaut, jede Menschenkunst vor dem starken Riegel.

All die Todesnot aber ist nur Weide für die scheußlich lachenden Augen hinter den Fenstern.

Am andern Morgen wars vor Liebenswürdigkeit fast nicht zu ertragen im Kloster.

Christian, der Hausknecht, der natürlich außerhalb schlafen mußte, hatte nur mit Berthas Hilfe, die mit Zagen den Teufelsriegel beiseite schob, hereinkommen können, und dabei hatte sich im Torweg ein grauer Zopf gefunden.

„Sicherlich von dem Geiste, der hier gestern auf zwei dünnen Knochenbeinen tanzte."

„Auf zwei dünnen Knochenbeinen?" fragte die Möchteknusten.

„Ja, auf zwei dünnen Knochenbeinen und mit falschen Haaren!" sagte die Meyern vom bürgerlichen Flügel.

„Wo kein Aberglaube ist, da ist auch kein Glaube!" sagte die Möchteknusten, indem sie grimmig kaute, daß sich ihre Backenknochen noch mehr herausbohrten und ihre grauen Bartstoppeln sich sträubten — und nur alte Jungfern konnten den Zusammenhang solcher Reden verstehen und verstanden ihn.

Am Nachmittag kam die Rietenspleenen, ganz harmlos, direkt vom Bahnhof.

„Gestern war also Casimirsnacht. Wer fehlte denn außer mir?"

„Außer Ihnen niemand."

„Ja, ich wollte meine Schwägerin nicht allein lassen;

ihr Mann hatte Corpsabend. Aber heute zum Whist-
kränzchen wollte ich doch nicht fehlen."

„Es hat auch wieder gespukt", schob Bertha aus dem Hintergrunde ein. „Der Notriegel war vorgeschoben, und keiner hat ihn vorgeschoben."

„So, er war vorgeschoben, und keiner hat ihn vorgeschoben?" sagte die Rietenspleenen, und ein bißchen trat ihr das Gift in die Augen.

„Ja, wo kein Aberglaube ist, da ist auch keine Glaube", sagte die lange Möchteknusten mit ihrem Dragonerbasse, und die kleine Rietenspleenen wäre fast an ihrem Lächeln erstickt.

Dann nahm sie den Zopf in Augenschein.

„Knochenbeine und falsche Haare hatte der Geist", meinte, nachdenklich wie es schien, die Meyern II.

„Das haben auch andere alte Damen!" schnauzte die Möchteknusten.

„Wenigstens wenn sie geerbt haben", sagte rasch mit heller Stimme die dünne Kleukern und erschrak sehr. Aber gottlob hatte es die Möchteknusten nicht gehört, denn Bertha hatte mit Überzeugung gerufen:

„Aber keine weißen Spitzenunterröcke!"

Und die Möchteknusten schien geschmeichelt, so daß die Domina dachte:

„Seid ihr saudumm!" Denn im Denken war sie gröber.

Nachher war also Whistkränzchen mit Kaffee und Zwie-

back, „ganz einfach“, aber nur für den engeren Kreis des adligen Flügels, soweit er nicht schon jetzt zur Adelmeyern, der künftigen Domina, hielt: damit man doch mal unter sich war!

Das war zugleich Gelegenheit, der Domina Bericht zu erstatten.

Heute wars bei der Kotzen. Sie hauste als letzte ihres Geschlechts, von zahllosen Ahnenbildern angestarrt, in schönen alten Mahagonimöbeln; die schönsten und größten, wappen- und bildgeschmückten Goldtassen waren aus dem Glasschranke entnommen und prangten wartend auf einem „stummen Diener“. In der Mitte ein spiegelblankbrauner Spieltisch mit zwei hohen Silberleuchtern schräg gegenüber auf den Ecken; ab- und zutrippelnd das kleine, verhutzelte Reichsfreifräulein von und zu Kotzen im Schwarzseidenen mit zitternden Glasbommeln ums Haupthaar, sicherlich die Fürnehmste von allen.

Man kam und begrüßte sich mit altmodischem Zeremoniell, und auf allen Dank erwiderte die Kotzen nur immer wieder: „Ich habe zu danken! Ich habe zu danken!“

Hier wußte man, was Erziehung ist, und wenn auch die Rietenspleenen das Verlieren, die Kotzen das Mogeln nicht vertragen konnte und die fromme Tönepölen unangenehm berührt schien, wenn ihr nach vollbrachtem Spiel vom Aiden ihre Fehler vorgerechnet wurden, die gutmütige Hartbauchen auch leicht das Bezahlen vergaß, so war man

hier doch einig im Aufrechterhalten der guten Form, einig gegenüber allen, die nicht da waren, und namentlich auch einig gegenüber der neuen Adelspartei Meyer I-Möchteknust, die auch von „drüben“ Zuzug hatte.

„Ist es denn zu glauben, daß die taube Nolten in der Kunstgewerbeschule Modell gestanden hat?“ rief die Tönepölen, die so keusch war, daß sie ihre Goldfische zudeckte, wenn sie sich entkleidete, und die Breithaupten fügte giftig hinzu, indem sie der Domina eindringlich die Hand unter die Nase hielt:

„Für 10 Mark! Möchte wissen, ob so viel an ihr zu sehen ist!“

„Crapule!“ stöhnte die Kotzen geringschätzig.

„Aber auch dafür ist es schamlos! Mutter von fünf toten Kindern und obendrein taub!“

„Da hört sie noch nicht einmal die schlechten Witze, die gemacht werden!“

„Aber bloß den Kopf haben sie gezeichnet!“ begütigte Adalheid v. Hartbauch.

Die Domina lauerte.

Und die Tönepölen begann von neuem:

„Die dumme Möbiussen, obwohl sie jungfräulich ist, hat wieder die Zigarrenstummel vom Herrn Pastor aufgehoben und dann auf ihrem Ofen verbrennen lassen. ‚Das riecht so schön nach Mannsleuten!‘ hat sie zu Bertha gesagt.“

„Wenns noch Schnupftabak wäre!" sagte die Breithaupten, denn sie schnupfte.

„Sie müssen bedienen!" antwortete ihr plötzlich die Domina.

„Ach, ich habe mich geirrt! Darf ich den vorigen Stich nochmal sehen?"

„Nein! Nein!" rief die Tönepölen und legte ihren großen Seidenbusen wie eine Glucke darüber.

„Das kann unmöglich gelten!" keifte die Breithaupten. „Bei so lebhafter Unterhaltung!"

„Whist bedeutet Schweigen!" sagte die Domina kalt, und man versuchte Triumph wie Ärger schweigend zu schlucken.

„Ja, ja!" meinte die Domina. „Aber merkwürdig, daß es wieder spukt."

Indessen hierin hatte sie alle Anwesenden gegen sich, und man schwieg wirklich, bis am Ende des Spiels die Hartbauchen wieder das Zahlen vergessen wollte.

„Ach wie kann ich das nur vergessen!" wehklagte sie und wühlte in allen Rockfalten.

„Daß es Ihnen voriges Mal ebenso ging?" fragte frech die Domina, und Adalheid klappten vor Schreck ihre schönen Oberzähne herab und sie war sprachlos und stand wie eine Säule, bis sie plötzlich abermals zu suchen begann.

„Sie sind ja schlimmer als die Möchteknusten!" scherzte sie weinerlich.

„Hoffentlich!“

Da merkten sie alle die Herrin.

„Es ist ja nicht um das Geld“, behauptete die Kotzen.

„Sie meint es nicht so“, meinte christlich die Tönepölen, und die Breithaupten klopfte der Armen mit der Linken ermunternd auf die Schulter, indem sie die Rechte offenhielt, denn sie war Kassiererin. —

Wirklich spukte es in der folgenden Nacht so vernehmlich auf der Bodentreppe, daß auch die Stärkste fast von einem gläubigen Gruseln angegangen wurde. Nach dem Kalender wars Ferdinande Hillebrecht, die allerdings zeitlebens so beleibt wie unruhig gewesen war.

Aber dann spukte auch die sanfte Käte Soschinsky aus Polen und die alte Baesecken, die doch schon 200 Jahre tot war (à 1 Mark 51).

Bei der letzten fehlten nachts schon die beiden Nolten. Sie waren etwas aufs Land gefahren.

Am nächsten Sonntag war dann die mit einem Rückblick verknüpfte Jahresfeier, die immer auf die Casimirsnacht zu folgen pflegte.

Kaum war des Herrn Pastors Predigt getan, so stand auch schon die kleine Domina auf hoher Fußbank hinter ihrer mächtigen, geschnitzten Kathedra, die große Feierhaube um den Kopf, den Lämmleinstab in der Hand, und blickte gebieterisch in die kleine Gemeinde hinein; denn nach unten

konnte sie weit besser gebieterisch blicken, und die Neigung des Hauptes stand ihr gut und natürlich.

Aber sie sänftete ihre Stimme: „Meine geliebten Schäflein!“ (Das war die offizielle Anrede.) „Wieder ist ein Jahr in den Schoß der Zeit verlaufen, wieder ist die Casimirfeier. Da blicken wir nach altem Brauche abwärts, einwärts und aufwärts. Abwärts in unsere Sünden. Der sittliche Verlauf dieses Jahres war nicht schlecht. Der Glaube stieg (denn er versetzt Berge), der Aberglaube sank: keine von uns ist an der 13 gestorben, nur selten und nicht aus Aberglauben wurde eine Memoriennacht versäumt. Und wenn ich Sonntag nicht den Zug verpaßt hätte (weil Sonntags ein anderer Fahrplan ist), so hätte ich die Casimirsnacht auch nicht versäumt. Und gerade in der Nacht zeigte sich wieder der Spuk, dem ich hätte entgegentreten sollen, müssen — und können! Denn das ist meines Amtes. Euch aber, Ihr Schafe, sage ich: handelt danach! Denn ich werde dem Geiste mit den dürren Beinen und den falschen Zöpfen wohl auf die Spur kommen. Oder warum trägt man plötzlich eine große Haube, wenn man vorher keine trug? Und ist es einer bürgerlichen christlichen Jungfrau würdig, ihre Blöße ohne weiteres aufzudecken, damit sie abgemalt wird, und mit dem Geruche von Männern zu buhlen? Ich sehe mit einem tränenden Auge, daß ich von meinem Strafrechte Gebrauch machen werde, die Memoriengelder zu kürzen!“

Hier schnappte sie ab, denn höher konnte sie nicht, und die Schafe waren so laut geworden.

Die taube Nolten mit dem guten Matronengesicht hatte ihre freundlichste Miene aufgesetzt und sah in herzlich-christlicher Liebe zu der Rednerin auf, bis ihr die Schwester ihre Worte steckte.

Die Möchteknusten bezog nun außer dem Zopf auch die männliche Buhlerei auf sich, und die dumme Möbiussen außer der Zigarrengeschichte auch das schamlose Abkonterfeien. Sie arrangierte einen Weinkrampf, so daß die Hartbauchen hilfreich herzuspringen mußte. Die Möchteknusten hatte erst gewaltig gekaut und die großen Hände in die Luft geworfen, nun rief sie pathetisch: „O Schmach! O Schmach! O meine Mutter!", und die gute beleidigte Nolten schrie immer noch asthmatisch: „Beweise! Beweise!", als die Rietenspleenen schon längst wieder was anderes redete (von dem Blicke nach oben) und die übrigen Geister sich auf das vornehme Zischen der Kotzen und die großen beschwörenden Segensgesten des Pastors gesetzt hatten, daß nur noch ein murmelndes Wogen durch die Reihen ging, in dem man sich für private Auseinandersetzung vorbereitete.

Und dann hörte unvermerkt die Furchtbare auf zu reden, sie war hinter dem Katheder verschwunden und tauchte nach einem Weilchen klein, doch prächtig seitlich hervor. Und man sang: „Nun danket alle Gott!"

Nachmittags gab es herkömmlicherweise in Knippings Garten vor dem Tore Kaffee und Kuchen, auch ein warmes Abendessen mit Tee und zuletzt drei Gläser frische Milch. Jenes stiftete seit alter Zeit die Ritterschaft des Landes. Die andre Gabe aber kam von der Domina als Sondergeschenk.

Darin wollte sie wohl alles Gift von heute früh ersäufen, was eigentlich nicht mehr nötig war, denn jeder hatte sie unter vier Augen erklärt, daß sie nicht gemeint war. Und überhaupt sprach sie doch im Amte! Nur schade, daß man keinen Appetit mehr hatte oder eigentlich überhaupt rein gar nichts mehr unterbringen konnte. Aber Mitnachhausenehmen ging ja nicht — und Stehenlassen?!

Und alle waren so fröhlich beisammen, nur die Düwermanteln mit ihrem Ofenschirm nicht, so sehr auch die Domina sie hatte überreden wollen.

Gegen neun Uhr, als noch das allerletzte Abendrot den Himmel färbte, brach man ermattet und befriedigt und eilig auf. Daheim aber, wie nach solcher Sitzung natürlich, ging ein jedes nicht gleich in die Gemächer, sondern erst noch einmal in den Garten mit seinen altmodischen Anlagen.

Aber wer beschreibt ihr Grauen, als sie im Halbdunkel ein posaunenhaftes Seufzen vernehmen und rasch aufspringend ein unbeschreiblich ungestaltes Lakenwesen ein grausig bauschiges, mit blödem Meckern vermischtes Hüp-

fen vollführen sehen! Zwar die Möchteknusten wollte mit gerafften Röcken hinzuspringen und den Spuk entlarven, aber da kam aus seinem Innern wieder jener bassig klagende Teufelsseufzer und ein kalter Wasserstrahl, der wie die Hand des Todes lang und dünn in ihren Busen griff, so daß sie rasch in Ohnmacht fiel. (Die Nolten I saß schon in Ohnmacht.)

„Gott, meine Selige!" schrie die Breithaupten (denn ihrer Großmutter gehörte diese Nacht) und starrte versteinert auf die Vermeintliche.

„O Dora, hör bloß auf mit das Tanzen!" kreischte die alte Kleukern, die sie noch gekannt hatte (und in ihrer Angst sprach sie falsch), „hör bloß auf, wir können ja nich rein!"

„Selige Breithaupten", begann die Meyern I als zukünftige Domina, zitternd, doch gefaßt und versuchte, ihre auseinanderstehenden Augen zugleich fest auf den Greuel zu richten, „nimm Vernunft an und geh auf den Kirchhof, du erkältest dich auch bloß!"

„Ich gebe fünf Groschen in die Armenkasse!" lallte die dumme Möbiussen. „Und von der Tönepölen ihrem Holze habe ich nichts genommen, mein Vater war Pastor."

Die Kotzen und die Hartbauchen hielten sich im Angesicht des Äußersten würdig und schwesterlich umschlungen, die Möchteknusten saß schwach an einen Apfelbaum

gelehnt, der Rest zog sich hinter Tür und Riegel zurück und starrte enggedrängt, halb leblos, durch die herzigen Fensterlein oder barg das Haupt im Winkel, bis die Tönepölen einen zitternden Choral intonierte. Da stimmten sie allmählich ein, indes die Nolten noch immer saß und saß, und wenn auch die Texte nicht übereinstimmten, so zog doch die Melodie gar feierlich schwermütig durch die weißlichen Nebel, um die träumenden Wipfel und Giebel empor zum grausam lächelnden Monde. Das Gespenst begann auf einer Gartenbank zu nicken, und die Domina strickte am Küchenfenster, von wo man alles übersehen konnte, und die Düwermanteln schlief seit Stunden hinter ihrem Ofenschirm.

Dieser anstrengende Zustand dauerte bis 1 Uhr, d. h. bis die kostbare Memorienzeit verstrichen war. Und als die Glocke schlug, schrak das Gespenst zusammen und versank in der Tiefe des Gartens, noch einmal beinerschütternd quäkend, krächzend, manzend und lachend.

Nach einer halben Stunde wagte die erste sich hervor, die mutige Meyern II, die noch am vorigen Sonntag den dürren Geist im Spitzenunterrock gesehen und erklärt hatte, sie würde jedem Spuk auf den Grund gehen oder ihn mitmachen. Sie schritt hinter ihrem Regenschirm, und an ihrem Rocke hing atemlos die alte Kleukern, und dann kamen die anderen, und dann gewannen sie alle in gemeinsamem schweigendem Angriff das Tor, und die Nolten

trug ihre taube Schwester huckepack und sprang doch wie ein Füllen.

Am andern Morgen waren Husten und Schnupfen im Schwang, auch Gliederreißen und Leiberkältungen, dieses besonders bei der Nolten I. Die Domina hatte gottlob nichts gemerkt.

Oder doch? Ja, sie zahlte keine Memoriengelder! Denn beim Revisionsgange habe sie nur die Düwermanteln im Bette gefunden, und sie bedaure unendlich. Wo seien die Damen nur gewesen? Wohl gar im Café? Oder im Palais d'Illusion? Damit rauschte sie impertinent hinaus, und man war halbtot vor Wut.

Aber als sie still jubilierend in ihr Zimmer trat, stand da recht breitspurig der gute Christian.

Christian wollte Anteil an dem Memoriengelde.

„Du bist wohl verrückt, mein lieber Krischan?" fragte betreten die Rietenspleenen.

„Ik krieje doch den Doppelanteil von die Frau Domina? Zur Sicherheit und zum Beweise habe ik mir bis neune auf Ihr Bette jelegt, damit der Anspruch nich verjähren däte. Un von 9 bis 1 habe ik et doch janz jut gemacht! Meine janzen Lippen sind kaput von die olle Jießkanne, und immer ohne Luft und Licht under dat duselige Laken hucken is ooch keene Kleinigkeit! Un denn mit die Klystier-spritze, dat habe ik mir selber ausjedacht. Un denn jestern und vorjestern un die janze Woche dat Rutschen mit dat

Hinterteil die Bodentreppe runter, wat sehr schmerzhaft is, is noch jarnich jerechnet. Also!"

„Aber nur wer von 12 bis 1 im Bette liegt, kriegt das Memoriengeld!" versuchte die Domina.

„Dat kann ik noch nachholen!"

Schwapp, haut ihn meine Clarinette hinter die Löffel, daß man alle fünf Finger sieht. Das nannte sie Beratschlagung.

Er aber dreht sich wie ein Stock um und hinunter in die Küche, indes die Domina in den guten Plüschsessel sinkt.

Unten ist gerade „Beratschlagung" über das zweite und dritte Feuerloch, und wieviel Ringe die Meyern I allenfalls bewilligen kann, wenn die Meyern II das dritte mitbenutzt. Da stellt Christian die Einigkeit plötzlich her:

„Meine Damens, dat Gespenst war ikke! Hier mit die Jießkanne!" Und er tutete so laut, daß die Domina oben verstehend zusammenbrach.

„Sie hat bei et Kichenfenster jesessen und zujesehen und en bißken dirijiert."

„Ha, dann kriege ich das ganze Memoriengeld!" jauchzte die Düwermanteln.

„Halt! Ik krieje Doppelanteil!" rief Christian. „Ik habe bei die Domina jelejen!"

„Empörend!" bebte die Kotzen, die selten so weit ging.

„Ich verlange Doktorkosten!" rief die taube Nolten, als sie begriffen hatte.

„Ich auch!" fauchte die Möchteknusten und schritt mit wütigem Kauen weitausgreifend hin und her.

„Und ich die Memoriengelder von der Casimirsnacht", sagte die Domina, die wie ein neuer bleicher Geist in der Tür erschienen war, und schwang den grauen Gespensterzopf.

Eine Pause stillen Rechnens folgte.

Die Kotzen schlug nach Entfernung der Dienerschaft einen Konvent vor.

Er fand statt, und man beschloß hinter verschwiegenen Türen, daß man selbstverständlich nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren würde: denn die Mehrheit stand sich immer noch besser, wenn sie diese Nacht der Breithaupten senior, als wenn sie die Casimirsnacht fahren ließ, und dies Entweder—Oder gab die kleine Domina deutlich zu verstehen. Am besten aber stand sich die mit dem Ofenschirm, die heute mit niemand zu teilen brauchte. Denn daß Christian ein besonderes Bettrecht haben könnte, verschwieg man gottseidank: die Domina zahlte den verlangten Anteil lieber selber.

Und als er aus dem Audienzzimmer trat, stieß er auf die Düwermanteln, die wonneschnaufend und zugvergessen die Korridore hin und her wandelte, um ihrer Freude Luft zu machen, und sie gab ihm auch noch 20 Pfennige „für seine guten Dienste".

Ein großer Teil der beim Konvent Anwesenden hatte

übrigens lebhaft befürwortet, daß gewisse Wirtschaftsgebäude unter das Hauptdach gezogen würden, was nachgehends auch, nicht ohne große Schwierigkeiten, Staub, Zug und Unkosten geschehen.

Seit alledem ist der Aberglaube im „Kloster der Dreizehn" ausgestorben, ohne daß der Glaube mehr als anderswo gelitten hätte. Fürst Casimir hatte also mit den Memoriennächten doch recht.

Inges Ring

In meiner trübseligen und müden Strohwitwerschaft ist mir nun schon zum dritten Male in diesen ersten Herbstwochen ganz bildhaft eine Szene meiner Heidelberger Studentenzeit emporgetaucht, drohend, mich ganz mit dunkelrauschender Wonne der Wehmut zu erfüllen.

Eine warme, pfingstliche Nacht mit schweren, dunkelgoldenen Tropfensternen am Himmel, eine Straßenkreuzung in sanftem, rings von waldbekränzten Bergen umhegtem Grunde, darauf wir: Jugend, abwechselnd Männlein und Weiblein, in festgeschlossenem Kranze aneinandergeschmiegt, und in der Mitte einer der Unsern mit der Laute an der Hand. Was wir sangen, weiß ich nicht mehr. Zwar pocht nun die Melodie leise und doch drängend innen ans Ohr, aber der Text ist entschwunden bis auf die beharrlich wieder emporklingenden Worte „Komm an mein hopfendes, klopfendes Herz!"

Dazu wiegte man sich im Takte vom linken auf den rechten Fuß und war bei dem halb schwermütigen Klange glückselig in der nur leise hereinhallenden oder erst eingebil-

deten Überzeugung von der Vergänglichkeit des Schönen unter den Sternen.

Aber was wäre das alles gewesen, der schattenhafte Reigen, der gehaltene Jubel, in dem die Freude des Ausflugstages und all seiner farbigen Eindrücke nachklang, der nächtliche Duft der stummen Kornfelder, die herzdehnende Weite des Nachthimmels, wenn ich nicht an meinem Arme das weiche Wiegen und Biegen des Mädchens gespürt hätte, das meinem Herzen zugleich so lockend fremd und so lockend die eigene Vollendung schien! Mit scheuer Lust sah ich jezuweilen an ihr empor, dann blitzte wohl ein verlorener Sternschein in ihren erglänzenden Augen oder auf den Zähnen des lachenden, singenden Mundes. Und einmal senkte sie den Blick in meinen.

Ob sie blond war oder braun? Ja doch, lichtblond war sie, am Tage, und bei Sonnenschein goldig; damals, vor bald zwanzig Jahren.

Sie war eine Handbreit größer als ich, eine halbe Dänin aus Hadersleben. Wenigstens sprach sie fließend dänisch und war für mich um so mehr der Inbegriff hoher, heller germanischer Schönheit, vornehm, unnahbar, und doch bei dem geringsten seelischen Schwanken zart und pfirsichhaft unter der weißen Haut errötend.

Wir klommen seit Wochen langsam, langsam jenen Märchenberg empor, den die Menschen seit manchem lieben Jahrtausend mit allen Wonnen und Schrecken ihrer

Phantasie geschmückt haben. Zu seinen Füßen laufen zahllose Landstraßen vom fernsten Dunst der Ebene her zusammen. Da treffen sich dann zwei Menschen, kennen sich nicht und tun, als sähen sie sich nicht, und so gehen sie fremd und bald nur scheinbar fremd über die unteren flachen, kurzgrasigen Halden. Aber im Walde wird der Pfad rasch einsam und schmal und, wie sie glauben, gefährlich. Da streifen sich die Gewänder und finden sich die Hände, und schließlich tragen sie einander mit überirdischer Kraft um die Wette zu dem sonnigen Gipfel, in die dünne blaue Luft empor; steigen verzückt, im Traume, weiter, indes der Boden schon wieder mählich absinkt.

Ich hatte damals ein schweres Herz, eigentlich nur aus Überfluß: ich hatte so große Hoffnungen, fühlte so ungeheure Leistungen voraus und fand, daß die Welt sie nicht anerkannte. Inge (so nannte ich damals die Blonde, ich weiß nicht einmal mehr, ob das wirklich ihr Vorname war) zählte wohl drei Jahre mehr als ich, war auch im Studium tüchtig voraus, und sie durchschaute diese Empfindungen, wenn nur ihr Auge, nach ihrer Art, ein Weilchen still auf mir ruhte. Aber sie war, wenn auch kühl und abwägend, doch nicht hochmütig wie ihre Genossinnen, und sie übersetzte mir einst aushelfend in einer Zwischenstunde jenen alten nordischen Hymnus, der jetzt in aller Munde ist:

Heil dir, Tag!
Heil Euch, Tagsöhne!

Heil Nacht und Nachtkind!
Mit holden Augen
Schaut her auf uns
Und gebt auf dem Sitz hier uns Sieg!
Heil Euch, Asen!
Heil Euch, Asinnen!
Heil dir, fruchtschwere Flur!
Rat und Rede
Gebt uns Ruhmreichen beiden
Und heilkräftige Hände!

Dabei begann ihre Stimme in einer süßen, betörenden Weise zu beben. Ich hörte kaum ihre Worte, nur eine Melodie, und erst im Nachklang ward ich gewahr, was sie Großes gesagt hatte — von uns. Sie schlug das Buch zu, errötete und schwieg. Mir aber umkleidete sie sich in dem Sonnenschein des verlassenen Hörsaales mit einer strahlenden Brünne, biegsam und anmutig, ein Knospenreis von einer Walküre.

Um Pfingsten machten wir diesen Ausflug mit einer ganzen Schar von Freunden und Freundinnen. Wir tanzten, spielten und sangen in einem Dorfe an der Bergstraße, und den Rückweg machten wir beide mit leisen Reden tastend, weit zurückbleibend, aneinandergebannt, bis wir auf jenen lebensvollen, wogenden Kreis stießen, der uns rasch in sich aufnahm.

Wir haben auch viele Gedanken über das merkwürdige Leben und unsere Arbeiten ausgetauscht, ich habe sie besucht, sie hat mich besucht, wir sind allein in die Berge gegangen, und es geschah das trotz aller Ängste und Schamhaftigkeiten Unvermeidliche, daß ich ihr meine Gedichte und andere Versuche vorlas. Erst in Auswahl, dann alle, mit vielen Erklärungen und Beichten. Ich weiß nicht mehr, ob sie von vornherein freudig bereit war zu hören, ich fühle nur noch jenen stillen Blick auf mir liegen, der mich ruhevoll zu durchleuchten schien.

Und immerfort umflutete uns die tausendfältige Schönheit des Sommers am Neckar.

Unser emsiges Beisammensein brachte uns in den Mund der Leute. Ein Treumeinender meldete das. Da forderte ich die schöne Inge zu einem Waldgange. Ich wohnte über dem Friedhof der Peterskirche, da gingen wir gleich durchs Klingentor den Berg hinan. Es war der achtundzwanzigste Juli. Wir schlugen einen Seitenpfad ein. Ich durfte damals schon meinen Arm in ihren legen, aber ich tat es nicht, berichtete mit stockenden Worten. Sie zuckte zusammen, sah mich blitzend an und dann seitwärts zu Boden.

„Lassen Sie sie!" rief sie zornig.

Dann schritten wir stumm weiter, bis ich ihre Hand faßte und sie auf ein Rasenhügelchen niederzog. Da lehnten wir nun still, ich halb hinter ihr, und indes das Sonnen-

licht in allen Zweigen webte, sagte ich leise zu ihrem Ohr hin:

„Sei nicht traurig! Weißt du denn gar nicht, wem ich allen Glanz und Schwung dieses Sommers verdanke?"

Noch einen Herzschlag lang, und sie sank mir mit geschlossenen Augen und einem kleinen Seufzer-Ach in den Arm. Und dann blickte sie strahlend auf.

„Inge!" flüsterte ich in überströmender Wonne, und der trotzige Schwung ihrer, ach, so weichen Lippen schmolz hin unter meinem Hauche.

„Weißt du denn gar nicht, wem ich allen Glanz und Schwung dieses Sommers verdanke?"

Auf dem Heimwege wurde sie übermütig und nannte mich „du Dummerchen". Warum, konnte ich damals nicht erfahren.

„Ich habe dich lieb", sagte sie. Und nach einem kurzen Augenschließen fügte sie leise hinzu: „Für immer."

Sie konnte nun auch von früheren Ängsten und Nöten ihres Herzens erzählen, und daß sie vor den Werbungen des begünstigten Heiratskandidaten ihrer Tanten nach hier entflohen sei. Das Erzählen verschmolz mit wehmütigen Erinnerungsbildern von ihrer geliebten Meeresküste, und unser ruhevoller Zusammenklang wurde von Tag zu Tage zur Glückseligkeit.

Als das Land im sonnigen Dufte der ersten Herbstnebel

lag und wir uns trennten, glücklich-eins noch im Scheiden, da schenkte ich ihr einen feinen Goldring.

„Was wir gemeinsam gehabt haben all diesen Sommer", sagte sie, „das wollen wir nicht vergessen. Sagen können wirs niemand, nur wir beide können es zueinander hindenken. Wenn ich aber jemals mit leerem Herzen an dich denken kann, so will ich den Ring weit draußen ins Meer versenken. Das tu auch du mit diesem alten Medaillon." —

In dem Medaillon ruht ein krauses Strähnchen ihres blonden Haars.

Aber auch den goldenen Ring habe ich.

An dem Medaillon ist das dünne Goldblech der Rückseite durchgescheuert. Ich habe es wohl fünf Jahre auf der Brust getragen. Als ich es dann in einer verzweifelten Stunde vor mir auf den Tisch legte, mich zu trösten in dem Gedanken, daß sich aus der Ferne doch eine Seele meiner erbarme, da war das zarte Kleinod müde und stumm, und ich saß umsonst darüber. Ich schloß es in ein Kästchen und vergaß es fast wie eine Jugendtorheit.

Nach zwei oder drei weiteren Jahren kam ein Brief, darin stand, daß sie sich mit einem sehr wohlhabenden Industriellen in Jütland verheirate und mir das „liebe alte" Ringlein schicke. „Versenken kann ichs nicht", schrieb sie.

Höhnische Gedanken schossen mir durch den Sinn. Ich gratulierte und schloß das Ringlein zu dem Medaillon.

Und warum nun jetzt immer wieder das holde Bild

jener Juninacht? Und damit das todgeweihte Erwachen alles dessen, was damals und wie es geschah? Sucht deine Seele mich, vergessene goldene Inge? Ist sie liebelos? Elend?

Ich nahm das Kästchen hervor, und wie der Ring mir matt glänzend auf der Hand liegt, ist mirs, als müsse es mich mit Tränenschauern packen.

Aber wie mein Blick auf die blanke Innenseite fällt, steht da mit der zartesten Schrift, was ich da noch nie gelesen — nur einstmals gehört:

ICH HABE DICH LIEB — FUER IMMER.

Ich fahre auf vor diesem schwachen, zitternden Hauche. Und sinke zurück.

Ich weiß nicht einmal ihren neuen, nun auch schon alten Namen. Und ob sie noch lebt.

Inge!

Luzie Helwig

Als ich sieben Jahr alt war, hatten wir eine „Sommerwohnung“ vor der Stadt, denn Reisen war damals noch nicht selbstverständlich. Es waren zwei Zimmer in einem leidlich neuen Mietshause, dunkel durch eine Veranda, die davor herlief, und sicherlich auch eng. Aber das gehörte wohl zu dem Abenteuerlich-Andern, das Sommerwohnungen erträglich oder schön erscheinen läßt, schöner als breite alte Räume und Korridore in der Stadt. Man durfte auch nicht zu laut sprechen, weil eine Tür durch einen Schrank verstellt war und viel Gemurmel von nebenan kam, öfters auch eine keifende Stimme. Das war die böse Großmutter der Vermieterkinder, und die brachten uns bald den richtigen Respekt vor der Unsichtbaren bei. Von ihr rührte auch ein regelmäßiger Geruch von gebratenem Fett, denn sie backte jeden zweiten Tag Puffer, und ihre Familie mußte die essen. Meine Mutter sagte: „Wer weiß, was das für Fett ist!“

Vor dem Hause lief eine prächtige Allee von alten Linden, ein märchenhaft weiter Schulweg. Die Straßenregulierung war noch nicht so weit hinausgedrungen, es gab keine

4*

Bordsteine, sondern richtige grüne Gräben, und gegenüber standen noch keine Häuser, sondern da senkte sichs hinter allerhand Buschwerk zu einem weiten grünen Wiesengrunde, der „der böse Hund“ hieß und bis an den Fluß reichte. Es war etwas unheimlich dort, wohl wegen des Namens. Hinter dem Hause war, wo jetzt eine hohe Automobilfabrik mit gewaltig großen Fenstern Licht und Luft verschluckt, ein Obstgarten mit verbotenen Beeten, und dahinter ein Gewirr von grünen Heckengäßchen, in denen sich Unendliches, großenteils gleichfalls verboten, spielen ließ. Es war dazu immer eine große Kinderschar da.

Ein kleines Mädchen darunter, das erste, mit dem ich mich seit je befaßt habe, hieß Luzie Helwig. Es wohnte nebenan in einem Hause, das sich etwas schlechter darstellte als unseres, und war auch kein Sommerwohnungskind. Wie sie aussah, weiß ich nicht mehr, nur daß sie ein blondes Zopfschwänzchen, eine feine kleine Nase und eine blaue Schürze hatte und daß sie ihr „Luzie Helwig“ sauber wie eine kleine Maschine aussprach. Das hatte etwas Prinzessinnenhaftes. Kurzum, dies kleine Mädchen war mir sehr anziehend, und wenn ich nicht gelesen hätte, daß man in dem Alter noch nicht lieben könnte, würde ich sagen, daß sie meine erste Liebe war. Es war ganz die süße Schwermut damit verknüpft, die sich noch immer einstellte, wenn ich mich verliebte. Und wie oft habe ich das noch getan! Auch das Gefühl dabei, daß ich einen zu dicken Kopf und

klotzige Füße hätte und trotz aller Bemühung unelegant sei, daß ich also diese Mängel durch geistige und seelische Vorzüge ersetzen müsse. Daher dann die Anstrengung, zierlich und sanft zu denken und zu sprechen und keineswegs etwas Unerlaubtes passieren zu lassen. Auch ein weiches Entsagen, früher, weil das geliebte Wesen meinem schweren Mute doch unerreichbar schien oder durch die besagte Ängstlichkeit wurde, später, weil ich wußte, daß nur im Entsagen das reinste Schöne zu gewinnen sei.

Damals trug ich die ersten Stulpenstiefel, hatte die Knöpfstiefel überwunden, die der Jungenswelt als schwächlich und schmählich galten; die Fußspitzen hatten sogar einen blanken Messingbeschlag, wohl mehr zum Schutz als zur Zier. Mir war beides eine Errungenschaft — und doch schien mir trotz allen Auswärtsstellens der Füße mein Gehen und Tun so täppisch und läppisch wie später, wenn ich die verpönten Röllchen trug, nun mit dem Bewußtsein rettungsloser Unverbesserlichkeit.

Das ist, was ich von jener Liebe eines kurzen Sommers weiß, die mich doch schon damals bang und selig gehoben haben muß. Das und noch eins, das zugleich ein Beweis meiner Gehobenheit ist.

Quer unter der Allee hindurch ging ein Kanal von mächtigen Röhren, die man gebückt durchschreiten oder durchkriechen konnte, offenbar angelegt, um die Grabenwässer unserer Straßenseite im Notfall in den „bösen

Hund" ableiten zu können. Mit Herzklopfen und eingepreßtem Atem zwängte ich mich eines Tages hindurch, nachdem es irgendein Kühner unter Bezweiflung meines Mutes vorgemacht hatte, und war sehr beglückt, als ich endlich an der anderen Straßenseite wieder auftauchte. Ich war damals, wie später noch öfter, entsetzt über meinen Mut, der dann plötzlich und ohne daß ich widerstehen könnte mit meiner natürlichen Zaghaftigkeit durchgeht.

Nun sollte Luzie Helwig dran. Sie sträubte sich keinen Augenblick, ahnte gewiß nichts Böses, als ich sie in den dunklen Schlund nötigte. Drüben winkte ja freundlich ein kleines rundes Licht. Sie ging vorwärts, aber nach einer Minute erwartungsvoller Stille ertönte, schauerlich gedämpft, ein jammervolles Zetergeschrei aus der Tiefe. Es war wohl ein Pferdebahnwagen über die lebendig Begrabene hingerollt und hatte ein unheildrohendes Getöse verursacht. Entgeistert starrten wir Jungens uns an. Dann aber ging voller Angst der liebende Held in mir durch, stürmte blind in die Tiefe, faßte das zusammengesunkene Kind an der Hand und zog es eiligst zurück. Einen Augenblick schloß ichs, noch aus Schreck, in meine Arme, dann lief es schweigend und spornstreichs nach Hause, und auch ich verfügte mich betreten zu dem Schürzenzipfel meiner Mutter.

Was dann weiter geschehen ist, ob und wie wir Abschied nahmen, das ist alles versunken und vergessen.

Ziemlich genau vierzig Jahre später tritt mein Herr Sohn, seines Zeichens Untertertianer, in mein Zimmer. Es war Sprechstunde, und er brachte eine Karte: „Luzie Helwig".

Das war eine sehr hübsche junge Studentin aus gutem, reichem Hause, heiter, wie es schien, elegant und wohlerzogen. Vor zwei Semestern hatte ich sie kennengelernt, als sie sich zur Teilnahme an meinen „Übungen" meldete. Ich pflege dann ein kleines Examen anzustellen, vor dem Studenten wie Studentinnen eine schwer begreifliche Besorgnis haben. Sie schnitt, vielleicht infolge ihrer Verängstigung, schlecht ab, kaum daß eine oder die andere Antwort herauszubringen war, und ich nahm sie nur als Hospitantin an. Sie war dann im nächsten Semester aufgerückt, hatte in kleinen Vorträgen und schriftlichen Arbeiten Fleiß und Begabung gezeigt und war unter den Jüngeren bereits meine Hoffnung.

Aber erst heute fiel mir, indem ich meine Gedanken sammelnd auf die Karte blickte, der Name auf, und jene alten Erinnerungen tauchten empor. Die Luzie Helwig von damals, war es die Mutter? Schwerlich doch: ihre Tochter würde wohl einen andern Namen tragen! Ich konnte nicht länger darüber denken, denn die neue Luzie Helwig trat ein, mager und biegsam, blond, grünäugig, mit der zart gebogenen Nase, die so viele junge Ostpreußinnen zu feinen Schönheiten macht (ob sie nun aus

polnischem oder baltischem Blute herrührt) — war da etwas von dem Kinde der Vorstadt? Nichts erkannte ich. Aber ich war ganz benommen, als ich die Hand bot und sie ihre, in elegantem Lederhandschuh, vorsichtig hineinlegte. Dann saßen wir, ich vor dem Schreibtische, sie schräg daneben. Ich hörte nicht, was sie sagte. Erst als sie weitersprach, fand ich mich hinein und tat, als ob ich schon längst nachsönne, indem ich über den Schreibtisch auf die Felder draußen schaute. Sie bat mich um ein Thema zu einer „größeren Arbeit". D. h., aus dem Akademischen übersetzt: ich möchte insbesondere Ihre Schülerin sein, mit Ihrer Hilfe eine Dissertation schreiben und Dr. werden, wollen Sie mich annehmen? Denn es handelt sich nicht nur darum, ob der Doctorandus oder die Doctoranda Wollen und Können hat und wie dies an richtiger Stelle einzusetzen ist, sondern auch um die eigne Reputation, denn die Fachgenossen rechnen einander die Dissertationen zu. Und schließlich: es soll doch ein innerliches, Herzens-Verhältnis sein.

Nun überlegte ich wirklich, indem ich auf die Felder hinausschaute und die Besucherin in einige Unruhe geriet. Ich wußte, sie war ungewandt nur in der Rede, hatte Geschmack und Kenntnisse, und, wie ich glaubte, kritische Begabung. Sie würde es mit ihrem Fleiße schon schaffen.

Als ich sie dann, zurückgelehnt, voll anblickte, war sie

tief errötet und stammelte etwas Bescheidenes, das wie Rückzug klang.

Und ich vertraute ihr eine kritische Arbeit, die mir sehr am Herzen lag, die ich eigentlich selbst hatte machen wollen und — die noch über ihre Kräfte gehen würde. Ich setzte ihr mit sachlich harten Worten auseinander, um was es sich handelte, und wie es mir zu geschehen pflegt, schwoll mir der Stoff unter den Händen, ich sah neue Perspektiven, indem ich seine Schwierigkeiten darlegte, und redete mich in Wärme, indes sie starr zuhörte. Dann gab ich einige Tage Bedenkzeit, aber sie erklärte mit stockendem Eifer, diese Arbeit würde sie machen.

Sie ging, und ich versank in Sinnen. Die alten Erinnerungen wollten nicht farbiger werden. Und wie sonst stellte sich die stille Frage ein, ob ich das Thema recht vergeben hätte. Aber begriffen hatte sies.

Sie ist dann oft gekommen, Rat einholend, Fertiges bringend. Manchmal haben wir stundenlang über ihrem Manuskript gesessen. Sie war schwerfällig und unselbständig, hätte gern in jedem Falle meine Meinung gehabt und eingesetzt, sie ließ sich gängeln. Aber dann erklärte ich, das Folgende müßte sie selbst machen, ich würde nichts von meiner Ansicht verraten.

Nun kam sie wochenlang nicht. Ich sah sie nur in der Bibliothek, in den Vorlesungen und Übungen. Da war sie bereits allen voran, eifersüchtig, ein bißchen giftig sogar

auf Besserwissen bedacht und — bleicher werdend. Es kamen meine alten Gedanken: sie treten auf, die Mädchen, in frischem Jugendglanze, viel edle, feine Geschöpfe unter ihnen, fast alle eifrig, den mitstrebenden Jünglingen goldene Sporen; aber das Studium kostet die Blüte ihrer Kraft: sie gehen mit den schönsten Zeugnissen, aber geschwächt, gealtert, für vieles zu klug. Was darf ich braver Lehrer da tun? Den Eifer hemmen, der sich zu jeder Aufgabe bereitwillig meldet? Zeit lassen? Aufgaben und Proben zurückhalten und so gegen das Ziel, gegen die Sache arbeiten?

Als dann Fräulein Luzie die Fortsetzung ihrer Arbeit brachte, war ich erstaunt über die Richtigkeit der Auffassung, die Sicherheit des Aufbaus, die Schärfe der Kritik. Es war mir sehr zweifelhaft, ob der große Hans das so einfach und klar hätte herausbringen können. Hier war ja sogar eigne Produktionskraft! Mehr noch: als dann Fräulein Luzie zur Besprechung kam, mit strahlendschönen Augen meine gute Meinung hörte und in ihrer Freude ein wenig ihr Herz öffnete, daß ich ihren schweren Mut, ihre innerste Verzagtheit und noch manch andres sah, da erkannte ich mit Staunen, wie völlig es dem meinen gleich geartet und gerichtet war und daß ihr Geist, ich weiß nicht, durch welche Zusammenhänge, Aufbau, Stärke und Schwäche des meinen feiner spiegelte. Feiner: ich schien mir nun grobschlächtig und bäuerisch und kämpfte mit An-

spannung, es ihr und andern nicht zu scheinen. Wie bei der kleinen Luzie. Die Arbeit blühte, und die Vorlesungen glänzten von einer ungewohnten geschliffenen und überheblichen Beredsamkeit. Fräulein Luzie saß Stunde für Stunde vorn an, und für sie zuerst wog und bog ich Worte und Gedanken.

Sie ist dann oft zu mir gekommen, öfter vielleicht als nötig war, und wie wußte sie immer eine zarte Aufmerksamkeit zu bezeigen! Und wärs auch nur die Sorge um mein gar zu beharrliches Schreibtischarbeiten oder Dankbarkeit für meine Mühen um ihr Studium gewesen. Sie ließ aber auch wohltätig durchblicken, daß sie meine Bedeutung zu gut kannte, um nicht baldigste Abberufung zu fürchten. Sie verriet Kenntnis meiner sämtlichen Werke, und an meinem Geburtstage traute sie sich zagend mit einem erquicklichen Glückwunsche hervor. Wir sprachen — und ich hatte dann rasch die entstellende Schreibbrille abgesetzt — kameradschaftlich über die Universitätsdinge, freuten uns der Gemeinsamkeit unsrer Liebe zu den alten Dichtern und ihrer Sprache, und sie hat mich gewiß so tief aushorchen können wie ich sie.

Nur jene eine Sorge hatte ich ohne Unterlaß: wird ihr Körper diese ständige Mühsal ertragen? Das zähe, langwierige Bohren, das diese Arbeit erfordert? Und wenn ers erträgt, ist es recht, dies zarte Wesen von seiner natürlichen Schönheit so weit ab zu führen? Sie sollte dem edelsten

Manne beseligend am Herzen liegen, statt dessen verlockst du sie, tausend ablegene Künste und Feinheiten aufzunehmen, die keiner außer dir und ihr recht versteht, die dereinst ihre Seele nicht sättigen können, wenn sie alleinsteht? Denn woher sollte der Jüngling kommen, der ihre scharfen, wachen Sinne überstrahlte und überwältigte, dem sie sich fröhlich-besiegt unterschmiegen könnte?

Und wirklich, eines Tages, als sie vom Katheder herab — so verlangte es mein Eigensinn: die Delinquenten sollten sich an freies Sprechen vor vielen Hörern gewöhnen — einen Vortrag zu halten hatte, stieg sie zwar mit trotziger Lippe und tief erblichen hinan, aber dann knickte sie in den Knien zusammen. Ich stand zur Seite, sprang kühnlich hinzu und fing sie erzitternd in meinem Arme auf, eine teure, leichte Last. Mit zwei Studentinnen trug ich sie ins Damenzimmer.

Ich hatte ihren Eltern gegenüber ein böses Schuldgefühl. Sie sorgten, wie ich aus manchem Worte hatte entnehmen können, schon schwer um ihre Tochter, die doch ein Freifräulein mehr als eines Menschen Kind schien.

Sie ging zur Erholung an die nahe See. Dort traf ich sie zufällig. Wir machten einen Waldspaziergang zu zweit. Ich redete gebildet, und sie plauderte in sanftem Vergessen von ihrem jugendlichen Leben und von den Ihrigen. Ihr Vater war aus dem Westen eingewandert. Auch von einer halbvergessenen und wiederaufgeblühten

Kinderliebe schimmerte es durch ihre Worte. Sinkender Pfingsttag. Totenstilles Spätsonnenlicht flutete durch das Grüne auf unsern breiten, geraden Gestellweg, und wo er, weit vor uns, ins Freie mündete, schaute silbergleißend ein schwachgeschwungener Bergzug fern herein.

Die mündliche Doktorprüfung bestand sie schlecht. Ich mutete ihr zuviel zu, um gerecht zu sein. Wäre es nicht ein Weib gewesen, hätte ich gesagt, die Gelehrtenlaufbahn stände ihr offen.

Sie brachte mir am nächsten Tage fast wortlos einen Strauß von roten Rosen, und ich küßte ihr erschüttert die Hand.

Dann stand ich allein und schaute auf die nachmittäglichen Felder hinaus. Vorüber. Vorüber.

Die Welfen

Wir Universitätsleute sind doch eine Art Halbnomaden, und unsere Kinder lernen im Hin- und Herziehen kaum verstehen, was das heißt: „Heimat", „Jugendfreundschaft"; sie werden einst keine Stätte haben, in die sie ihre Kindheitserinnerungen verpflanzen können. Und wir selber? Glaubt man eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben, so kommt der „Ruf", und es bleibt nur ein kurzlebiger Briefwechsel und das Gefühl, der einen großen Familie anzugehören, deren Glieder einander immer mal wieder begegnen mögen oder durch Berichte Wandernder in Hörweite gelangen.

Von einem solchen Kollegen schreibe ich das Folgende nieder, mir selbst zu neuer Vergegenwärtigung.

Er war Braunschweiger, aber die niedersächsische Rasse war mindestens stark zurückgedrängt: dunkle Haut, dunkle Augen (mit den damals aufkommenden Riesenbrillengläsern), schwarzes Haar, das auch das Gesicht in einem runden Vollbart einrahmte. Eine kräftige untersetzte Gestalt, leider mit einer langen und einer kurzen Schulter,

die lange im Gehen vorangeschoben, so daß sich immer eine seitliche Stellung ergab, nützlich für das Gespräch mit dem Nebenherwandelnden.

Theologe war er und ein kritischer Kopf bis auf einen gewissen Punkt, wie wir ihn alle haben, und wir umtanzten diesen Punkt natürlich mückenhaft in metatheologischen Gesprächen, d. h. eigentlich schwieg er gern und lange, und beredt war er nur, wenn man ihm ein gleichfließendes Erzählen abgewonnen hatte. Eigens auch, daß ich dieser Gabe teilhaftig werden könne, hatte ihm sein grundgütiger Gott die andere verliehen: ganz stille Liebe zur Natur.

So kam es, daß ich, als geborener Ostpreuße und nach etlichen Wanderjahren zurückgekehrt, ihm hier Land und Leute mit ihren merkwürdigen Schönheiten klar machen mußte.

Wir haben das Samland kreuz und quer durchstreift, besonders die üppigen Wälder, und ich habe ihm vom Galtgarbenturm alle Siedlungen in der Runde bis an die Meere und das ferngestreckte Königsberg genannt, wir sind auch in Masuren gewesen bis hinter Rudzanny, und besonders die ungeheure Nehrung hab ich Dir noch gründlich gezeigt, Du lieber verschollener Weggenosse! Denke doch des Wintertages, da wir unter rötlich scheidendem Sonnenlicht von Cranz aufbrachen, links das in klirrendem, grünweißem Eisbrei stampfende Meer, rechts der starrende Wald, vor uns ins endlose Graue und Wüste hinein die

weitgeschwungene Flucht der sandigen Küste. Und abends saßen wir bei Herrn Kiehr in Sarkau mit drei Fischerhonoratioren im kleinen Hinterzimmer, primitiv, eingeräuchert, im kattunenen Sofa, schlürfend unterweilen vom ostpreußischen Trank. Das Dachstübchen war dann mit knallenden, bullernden Kloben geheizt, und die Federdecke steif und zentnerschwer, und morgens sah die Sonne, über die spiegelnde Haffeisfläche aufgehend, rot ins Fensterchen. Eine gute Weile war von da noch durch Schnee und Sand zu stapfen bis zum „Runden Baum", der ersten Hochdüne mit dem Ausblick, den nur die Nehrung kennt: die beiden Wasser, immer und in allem verschieden, und dazwischen der vorweltlich sonderbare, buckelige Streifen, den man nicht auslernt, wiewohl ihn nach der Landkarte eigentlich heute oder morgen die Wogen verschlingen müßten. Eben glänzt noch die letzte Düne vom fernen Norden violett herüber, da verschwindet sie in einem grauen Vorhang, und im selben Augenblick braust ein kurzer Sturm über uns dahin: Sand und Schnee in dichtem Gemisch, unerschöpflich nachwachsend in rasender Flucht waagerecht über die Höhe, Blick und Atem raubend. Da warfst Du Dich mit ausgebreiteten Armen, aufjauchzend in aufgewirbelter Kraft und Leidenschaft dem Sturm entgegen, Du vernünftiger Mann!

Aber all dies Schweifen war heuchlerisch, alter Freund, es war suchendes Heimweh und gehört darum mit zu dieser

Geschichte. Genug, Du meintest, nun müßtest Du mir Deinen Harz zeigen, zumal die Winkel, die niemand kennt und die die schönsten sind, namentlich wenn sie verborgen einen Kranz von Erinnerungen tragen.

Richtig, zu Pfingsten reisten wir. Es war das letzte Pfingstfest alten Stils. Denn danach brach das Kriegsunheil herein.

Ich sollte nichts von den Einzelheiten des Planes wissen; der Kollege besorgte alles und versprach unbegrenzte Herrlichkeiten.

Als wir am Fuße der Berge im Städtchen B. gelandet waren, wurde ich neben dem Kriegerdenkmal auf eine Bank gesetzt, und der Kollege verschwand drüben in der geweihgeschmückten Oberförsterei. Über mir rauschten kühlespendend alte Lindenkronen, hinter denen der Kirchturm mehr zu ahnen als zu sehen war. Vor mir aber lag, durch eine breite Straßenkluft voll heißen Sonnenlichtes getrennt, ein tiefer, wohlgepflegter Garten voll schöner Bäume und darin ein mächtiger Gebäudehaufen gleich einer alten Wasserburg, in der Mitte ein klotziger, niedriger Turm. Ein verlassener, schneeweißgedeckter Kaffeetisch leuchtete durch die nachmittägliche Stille und zog die Blicke träumerisch in die Tiefe. Fünf Uhr schlugs von der Kirche, und nach fünf Minuten des völligsten Schweigens süß kleinstädtischer Ausgestorbenheit besann sich irgendwo noch eine andere Uhr und tat kläglich ihre Schläge.

Der Kollege kam wieder.

„Ich habe ihn!“ sagte er, nämlich den Schlüssel zur Jagdhütte oben im Walde.

„Aber sehen Sie, das drüben ist das Ferienparadies meiner Kindheit, da hauste der sogenannte „Ohm“ als Amtsrichter. Welch unsägliche Köstlichkeiten aber dies nun verwunschene und von fremden Geistern besessene Reich umfing, das können Sie nicht ausdenken, und der Schlüssel zu seiner Jagdhütte, den er dahinfahrend dem Oberförster vermacht hat, ist nur ein kleiner Teil davon.“

Wir schritten das weit, bis an die Grenze der alten Stadtmauer gedehnte Gitter entlang, und er blickte immer noch hinüber: alle die sauber mit blauweißem Lautenthaler Kies bestreuten Wege, die da unter Obstbäumen und blühenden Büschen verschwanden, sie mündeten ja jenseits im Paradies.

Wir versorgten die Rucksäcke bei C. W. E. Lochte & Co. mit Kartoffeln, Brot und sonstigen Nötigkeiten, gürteten die Lenden (d. h. nahmen gehörigen Schick und Schritt für den Marsch) und kamen auf die Landstraße hinaus, eine schöne Kastanienallee, die schnurstracks in die weit offenen Berge hineinführt.

Links am flachen Hange bezeichneten überhohe alte Taxus und Tujen zwischen breitwölbigen Hängeeschen einen ehrwürdig voreIterlichen Friedhof.

„Den einen Abstecher muß ich noch machen!“ sagte der

Kollege, und wir schritten hinan und durch die hohe Hecke. Zwei blinkweiße Marmorkreuze in schwarzumgittertem Blumengärtchen, auch darin jener helle Kies, hervorglänzend aus dem grünen Gewoge verfallener Gräber rings umher.

„Du goldenes altes Menschenpaar! Je weniger eigne Kinder, desto mehr fremde habt Ihr gehabt, und nun schleppt ein jedes sein Blumentöpfchen herbei, zehn Nichten und Neffen von weit und breit, und dann die alten Kränzchenfreunde da unten, vom Klub der „Doppeltdurchgesiebten" — wie lange noch?"

Solches redend holte er den eben erworbenen Rosentopf aus der Tiefe seiner Manteltasche und stellte ihn zwischen die Gräber, und dem Ohm legte er noch einen Fichtenbruch auf die jagd- und waldselige Brust: „Liegt gut, wieder ein paar Jährchen!"

Eine Forstchaussee bog ab und führte seitlich zum Walde empor, der uns alsbald in mächtigen Fichtenkolonnaden aufnahm. Dann ein Holzweg, der um einen runden Berg herum in ein verschwiegenes Tälchen verlief. Da gings dann still empor neben dem Wässerlein, und es war der rechte Wald, beenglich und unermeßlich, grauslich und heimelig, feierlich und lieblich und friedlich und fern von aller Sehenswürdigkeit, und in dem halbschwülen Nachmittagslichte klang wohl über dem leisen Wasserplätschern das „Laß, o Welt, o laß mich sein!"

5*

Ich störte den schweigsamen Kollegen nicht. Er würde schon, wenn er möchte, eins unserer Themata anschlagen, aus der biblischen Textkritik oder vom Gott im Zufall oder der Duplizität der Ereignisse. Oder hoffte er auf deutlichere Zeichen der Befriedigung, als mein kräftiges Aufseufzen? Denn es war wirklich nur die schwellende, rippenspannende Lust, die sich so Luft schaffte.

Er begann auch wirklich, aber nicht, wie ich erwartet hatte.

„Hier ging ich zuletzt vor fünf Jahren spät im Herbst mit dem Ohm. Wir hatten oben einen schönen stillen Abend mit einem starken Grog, und nachher schoß er noch seinen ungeraden Zehner. Das war sein letzter und größter Triumph."

Nach zwei Stunden einsamen Steigens bogen wir steil in einen engen Pürschgang ein, der brachte uns erst an eine rohüberzimmerte Quelle und dann auf die Schneise, die oben den ganzen Bergrücken grasig entlang lief und sich fern, fern mit ihm ins Tal neigte. Daran stand, quitschernumgeben in den dichtgedrängten düstern Stangenwald geschmiegt, die Jagdhütte. Eine abgründige Verlassenheit lag darüber, und aus ferner, schon leise dämmernder Tiefe sah man die Windwoge die Schneise empor geräuschlos von Baum zu Baum gleiten, bis das Rauschen hier oben fast unheimlich über dem grauen Häuschen zusammenschlug. Sonst kein Ausblick rings. Zu schlafen

schien es und das Aufwachen vergessen zu haben; denn das Fenster war fest mit dem Laden verschlossen.

Aber der sehr listige und sinnreiche Schlüssel tat Wunder. Die Tür öffnete sich, und ein mächtiger Kreosotgeruch quoll uns entgegen; das Fenster ward aufgestoßen, und es enthüllte sich ein Stübchen, wie es für einen Waldmenschen nicht schöner sein kann. An jeder Schmalseite in Boden und Wand eingelassen ein Bettgestell mit Strohsack und Wolldecke. Ein weißer Bocktisch in der Mitte mit rotbunter Decke und weißbeschirmter Petroleumlampe darüber, ein dickköpfiger Kanonenofen, Töpfe, Flaschen und allerhand Gerät auf Börten an den Wänden, am Fußboden eine Klappe, die in den „Keller“ führte: kurzum, mein erster stubenmenschlicher Gedanke war: Tür zu, Fenster zu, Licht anstecken, einen großen Tabaksqualm machen und von diesem einen Punkte die Welt draußen gemächlich aus den Angeln heben!

Aber es war ja leider ein lauer Frühsommerabend, und überdies galt es, erst Wasser holen und die Äsung richten. Pellkartoffeln gab es mit Speck und Zwiebeln und gekochte Eier, und ein harmloses Lagerbier lieferte der Keller. Nachher, bei eintretender Kühle, würde von selbst ein stärkeres Getränk geboten sein.

Wir speisten nicht ohne Nonchalance unter kindlichen Gesprächen. Dann kommandierte der Herr Kollege „Ab-

waschen!" Und dies ist offenbar die Kehrseite solcher Freiheit.

Somit setzten wir uns eingehüllt auf das Bänkchen vor dem Hause, indes die sanfte Nacht mit einer feierlichen Stille hereinsank. Es war auch kein Rauschen mehr übrig geblieben, und die düstere Schneise schien wie die geradeste Straße in den Himmel zu führen, an dem nun schon Stern nach Stern schüchtern hervorsah.

„Ist es nicht schön? So meilenweit keine Menschenseele in der Runde, nur undurchdringlich finsterer Wald?" So sagte der Freund, und ich nahm an, daß er aus seiner schattenvollen Kapuze zu mir herüberschaute.

Ich nickte.

„Der Ohm, der freundliche Ersteller dieses Häuschens, war ein hartnäckiger Welfe, und damit ist es ihm recht tragisch ergangen. Als Göttinger Student war er ein starker Mann, der im Korps Brunsviga sehr tätig war und viele martialische Schmisse, besonders an der früheren Nase, davontrug. Es ging die Sage, daß er mit bloßer Faust Tischecken abschlagen konnte und abschlug, und einst brach er nächtlicherweile den Arm, als er die Kneipe an der Dachrinne entlang verließ. Er hatte Schulden, die aber bezahlte sein nachmaliger Schwiegervater. In meinen Gesichtskreis trat er erst mit völliger, unübertrefflicher Gesetztheit als Ohm, als unsre Ferienreisen in sein Haus begannen. Da wars wie eine zweite Heimat, und natür-

lich zur Abwechselung eine schönere. Von der Muhme, die uns eigentlich betreute und unendliche Liebe und Mühe an uns gewandt hat, will ich heute gar nicht erst reden. Aber der Ohm war uns von vorbildlicher Noblesse, d. h. für Jungens insbesondere Freigebigkeit. Er führte uns, wenn wir nachmittäglich zum „Grünen Jäger" Kaffee trinken gegangen waren, noch darüber hinaus in den Wald am Lauseberge, den die gute Gesellschaft La-useberg nannte, und zeigte uns mit plötzlicher Aufregung ein Rudel Wild oder gab uns etwa einen kleinen Nordhäuser. Einmal, als ich schon etwas älter war, leitete er mich sogar an, auf einen stille dasitzenden Vogel zu schießen, der nachher unvernünftigerweise ein Käuzchen war und übrigens meine einzige Jagdbeute blieb. Überhaupt wüßte ich jetzt wahrlich nicht mehr zu sagen, ob der Ohm oder ich ihn schoß, und es ist mir fast, als ob ich damals Jägerlatein geübt hätte, das dann später bei mir selber Glauben fand. Der Triumph freundlicher Herablassung war es aber, wenn der Ohm sich abends auf Andeutung der Muhme zu einem kindlichen Kartenspiel, später auch zu dem schweigsamen Whist bereitfinden ließ, das ich nur so gelernt habe. In allem war er von wenig Worten oder auch mundfaul, und seine Gunstbezeugungen gegen die Muhme, die ihn auf Händen trug und je mehr und mehr mit ihrer Fürsorge unselbständig machte, beschränkten sich vor uns auf ein ehrbares Wangenstreicheln, begleitet von dem leisen Worte

„Lüttches", das wie der Lockruf eines Tuckhühnchens klang. Mir schien das sehr vornehm, und ich soll einst geäußert haben, sie behandelten sich wie Graf und Gräfin.

Der Ohm erschien nicht oft in meinem väterlichen Hause, aber zu Konfirmationen und nachmals auch zu Hochzeiten stand er seinen Mann in unvergeßlichen Festreden. Die Muhme ängstigte sich tags und nachts vorher um sein tiefes Grübeln, aber beim Braten sprangen dann die Schleusen, und es rauschte daher in stoßenden Knüttelversen, voll von gewaltigen Reimen, familienhaften Späßen und angenehmen Komplimenten — alles im klärsten Dialekte des altbraunschweigischen Beamten. Danach setzte er den Getränken stark zu und brachte es auch wohl bis zum Singen seliger Kommerslieder. Aber wenn er dann vom „tiefen Keller" sang und den bewußten tiefen Ton nicht finden konnte, dann hielt sich die Muhme länger nicht und führte ihn abseits.

Er kam auch zuweilen angereist, ohne daß ich wußte, was die Gründe waren. Die Gründe waren die Welfenversammlungen. Die standen in meinem väterlichen Hause nicht in hohem Ansehen. Da wurde vielmehr, wenn überhaupt, gemeindeutsche Politik gemacht, und es gab weniger Partikularismus als in Ostelbien: das welfische Haus war an der Thronfolge „behindert", und damit basta. Es wurde auch kaum ein Unterschied gemacht zwischen denen von rechts, die das alte Hannover aufbauen wollten, und denen

von links, die nur im eigenen Ländchen gern die angestammten Herren gehabt hätten, lieber als die besten Regenten. Was eigentlich der Ohm wollte, habe ich nie recht erfahren, hätte ihn auch nie fragen mögen, aber er war eine Säule der hinschwindenden Partei und schrieb auch patriotische Gedichte für ihr Blättchen, die dann in der feindlichen Presse entsetzlich verrissen wurden.

An solchen Tagen ging er früh mit dem Hausschlüssel, kam wieder, wenn ich längst zu Bett war, schlief noch, wenn ich aufstand, und war verschwunden, wenn ich aus der Schule kam.

Aber einstmals, als ich wohl zwölf Jahre alt und ein Tertianer mit grüner Mütze war, nahm er mich bei der Hand und führte mich geradeswegs in den Dom.

Da zeigte uns der Küster Langeheine, ein hoher gerader Mann mit langem weißem Barte, alle Sehenswürdigkeiten: das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde, die Altarplatte, die er aus dem heiligen Lande mitgebracht, den siebenarmigen messingenen Riesenleuchter, der seinesgleichen (aber kleiner!) nur noch in Mailand hat, einen uralten Crucifixus, der eigentlich eine Jungfrau sei, höchst scheußlich aussah und eine eigene Sage hatte. Ich habe sie aber vergessen bis auf das eine Wort „Unzucht", das da geheimnisvoll und gewaltsam an mein Ohr schlug. Mich interessierte doch auch mehr die Chorwölbung hoch oben, die auf tiefblauem Grunde

goldene Sterne trug und ein schwebendes Kreuz: es war, als schaute da wirklich der Himmel in den verschränkten Raum.

Dann war da noch ein Schrein mit wundersamen Raritäten: die Schalmei des katholischen Hl. Blasius, auf der alsbald Herr Langeheine einen sicherlich auch schon fossilen Triller blies; eine Rippe des alten Riesen Goliath (angeblich), über den es auch ein deutsches Gedicht von Claudius gibt; ein seidenes Kästchen mit dem Brautkranz der Mutter Maria und dazu die berühmte Greifenkralle. „Denn als doch Heinrich der Löwe mit seinem Schiffe im Lebermeer feststak und schon alle Gefährten, dem Lose nach, in dem gräßlichen Hunger verzehrt waren und nun zwischen den beiden letzten das Los auf den Herrn fiel, da wollte der treue Knecht sich lieber selbst opfern als sich an dem Herrn vergreifen. Und er nähte ihn in eine Ochsenhaut; die trug der Greif über Meer in sein Nest; und als der Alte wieder davongeflogen war, schnitt Heinrich sich heraus, erschlug die junge Brut und nahm zum Wahrzeichen eine Kralle mit. Aber dies ist in Wahrheit ein Antilopenhorn. Es ist überhaupt nur Sage, bloß das von dem treuen Knechte kann man sich denken."

Schade! dachte ich schon damals. Und dasselbe dachte ich, als auf die Kratzspuren an der Nordpforte die Rede kam: sie sollten von dem Löwen herrühren, der seinen gestorbenen Herrn suchte, dann auch wirklich hereingelassen

wurde, keine Speise mehr nahm und todgetreu auf dem Grabe Hungers starb. Herr Langeheine hielt dies bei einem Tiere für unmöglich.

Der Ohm hatte sich wie gewöhnlich stumm verhalten. Aber es war mir doch nicht entgangen, daß die beiden sich kannten.

Jetzt fragte der Küster: „Sollen wir das Erbbegräbnis auch zeigen, Herr Amtsrichter?"

„Gerade das!"

Der Küster schwenkte an seinem Bunde einen großen Schlüssel hervor und ging voran, hinab in die Krypta.

Es war doch eine Kleinigkeit unheimlich unter den vielen rings ins Halbdunkel geschichteten Särgen, von denen hier und da ein Metallbeschlag düster hervorglimmte. Und Langeheine schien mich jetzt besonders aufs Korn zu nehmen und sich besonderer Eindringlichkeit zu befleißigen.

„Es ist eine herrliche, edle Versammlung in diesem Gewölbe", begann er mit erhobener Stimme, „nirgends im deutschen Vaterlande trifft man ihresgleichen!

In diesem schmucklosen Sarge von Nußbaumholz ruhen die irdischen Überreste Herzog Leopolds, der in den Fluten der Oder bei der Rettung von Mitmenschen sein Leben verlor, anno 1785; ein Gedicht von Goethe verherrlicht diesen wahrhaften Fürsten. Schräg gegenüber der Sarg

Herzog Ferdinands, des Siegers von Minden, der uns im Siebenjährigen Kriege die Franzosen vom Halse hielt. In diesem prächtigen Sarkophage liegt der 1745 in der Schlacht von Soor gefallene Prinz Albrecht. Carl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, auf den Tod verwundet in der unglücklichen Schlacht bei Jena, gestorben und begraben zu Ottensen bei Altona im Dänischen. Aber die Sehnsucht der Braunschweiger war zu groß, und als wieder Friede war, holten sie die Asche ein und legten sie unter dem Geläute aller Glocken hier nieder. Von dem sagte Napoleon, als er ihn in einem Briefe um Schonung für sein blindes Alter und für sein Land bat: ‚Er ist gar kein Fürst, er ist nur ein General!' Und er warf seinen Hut an die Erde und trampelte darauf herum und schrie: ‚Wie ich diesen Hut zertrete, so will ich diese Welfen zertreten und vernichten, daß keiner mehr in Deutschland an sie denkt!' "

Langeheine schrie es selber. Aber er sammelte sich rasch und fuhr mit noch bebender Stimme fort: „Herzog Friedrich Wilhelm, er starb wie sein Vater den Tod fürs Vaterland, bei Quatrebras 1815, aber da besiegte er Napoleon. Er war ein unbändig tapferer, stolzer Herr, hat im Jahre 1809 als freier Fürst seine schwarze Schar siegreich mitten durch die Feinde geführt, und als er nach dem Frieden heimkehrte, da wollte er keinen höheren Titel, wie die andern Füsten, und wollte auch nichts von seinem

Lande weggeben und umtauschen. Ja, so entsteht Liebe und Treue!"

Ein schmächtiger Sarg unter schwarzem, silbergeschmücktem Samt stand erhöht frei in der Mitte. Und mit leiserer Stimme sagte Langeheine:

„Herzog Wilhelm, unser armer gütiger Herr, der letzte seines Hauses. Er starb nach dreiundfünfzigjähriger gesegneter Regierung am 18. Oktober 1884 morgens ein Uhr in meinen Armen. Seine letzten Worte waren: ‚Braunschweig, mein Braunschweig!'"

Diese Worte trafen das offene Knabenherz wie mit plötzlich erleuchtender, reinigender, kräftigender Kraft. Wie wurde ich, nachdem ich gedankenlos das tausendfache Gute der edelsten Heimat genossen, wie wurde ich fast mit Erschrecken inne, daß all dies Heldentum nicht nur in Büchern und Schulunterrichten geisterte, sondern hier wirklich um mich war und daß ich einen tieferen Zusammenhang mit ihm hatte als Millionen andere. Dazu packte mich dann ein plötzlich heißes Mitleid mit dem einsamen alten Manne, der den Glanz seines Hauses tatenlos mit sich dahinsterben lassen mußte und der bei jenen letzten Worten angstvoll in eine nicht länger abzuwendende Zukunft blickte.

Ich wußte zwar kaum etwas von ihm: daß zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum die Stadt überschwenglich geschmückt wurde — sogar bunte Masten mit Konsolen voll

blühender Blumen, mit Guirlanden und Fahnen wurden errichtet — und wir mit zahlreichen Gästen aus unsern Fenstern sahen, als er in fest geschlossenem Wagen menschenscheu vorüberfuhr. Eines Tages aber war er gestorben; Wochen hindurch wogte die Luft immer wieder fern und nah von dumpf-melodischem Glockenklang, und wir standen einen endlosen Vormittag lang in der ungeheuren Menschenschlange, die sich in vielen Windungen über den riesigen Schloßplatz hin- und herwand, bis man schließlich in die niegeschauten Fürstengemächer trat und eilends an dem Paradebette vorübergehen durfte. Ich wagte damals nur einen scheuen Blick auf den kleinen, rot und jugendlich aussehenden Mann — er war geschminkt —, der da im Lichterglanze unter Palmen lag, der erste Fürst, der erste Tote, den ich sah, und tieferen Eindruck machten mir die furchtbar regungslosen Schildwachen, die da mit aufgepflanztem Bajonett oder gezücktem Säbel standen. Mit Angst aber erfüllte mich nachmals der gewaltige Leichenpomp, der sich zwischen umflorten flammenden Kandelabern prunkvoll einherbewegte: Paar um Paar bis zum Boden schwarz verhangener Pferde vor dem prächtigen Baldachinwagen und markerschütternder Posaunenklang: nun ist es wohl mit uns vorbei! dachte ich, als sich die Erscheinung auf mich zu bewegte. Ich saß zwischen unsern treuen alten Arbeitern oben auf der Selterwasserbude am Hagenmarkt.

All diese Erinnerungen wachten auf, und gewaltsam stiegen mir die Tränen, als ich nun hörte: „Braunschweig, mein Braunschweig!"

Der Ohm konnte wohl zufrieden sein. Er sprach halblaut mit dem Küster, indes ich umflorten Blicks auf das silberne W des Sarges starrte und feierliche Gedanken und Vorsätze dunkel in mir wogen fühlte.

„Das war der alte Langeheine", sagte der Ohm, als wir wieder in die werkeltägliche Helle draußen traten. „Er ist vierzig Jahre beim Hochseligen Kammerdiener gewesen. Als er noch gar nicht geboren war, verlor er seinen Vater bei Waterloo und ist dann aus der herzoglichen Schatulle erzogen. Und unsere Vorfahren haben beide die fürchterliche Reise von Auerstädt bis Ottensen mitgemacht, sein Großvater als Kammerdiener und mein Urgroßvater als Major auf einem requirierten Schimmel, der Führer der verzweifelten kleinen Schar, die sich zusammengehalten hatte. Und als sie da unten an den ersten blaugelben Pfahl gekommen sind, da hat man dem armen durch die Augen geschossenen Herrn Meldung davon gemacht, und er hat sich auf seinem Leidensbett herantragen lassen, um ihn doch zu fühlen und hat ihn wohl eine Viertelstunde regungslos gehalten, bis ihn all der Schmerz überwältigte. So ist es in meiner Familie bis auf mich gekommen, und ich erzähle es Dir, weil ich keine Kinder haben soll. Dann ist der Zug durch die Harz-Wälder gegangen, und die Leute haben

überall am Wege gestanden und haben eine Deputation geschickt, sie wollten ihren Herzog bei sich behalten und im Walde verbergen, wo er am dichtesten und stillsten ist. Aber die Franzosen waren ihm auf den Fersen, und sie ließen ihm nicht einmal in Braunschweig Ruhe. — Ja, mein Sohn, so entsteht Liebe und Treue!"

Damit schwieg der Ohm von diesen Dingen für jetzt und künftig. —

Diese Begebenheit gehört zu den eindrücklichsten meiner gesamten Jugendzeit, und je mehr mein Geist erwachte und selbständig wurde, desto mehr erkannte ich, daß es ein gutes und schönes Licht war, das der Ohm da angezündet hatte. Als Student — wenn man die Heimat erst verlassen hat, sieht man sie mit andern Augen an — wagte ich dann schließlich einen Sachverständigen zu fragen, ob das auch welfisch sei, wenn man „legal" einen welfischen Herzog haben wolle: da wurde das wirklich für Welfentum erklärt, wiewohl für eine allenfalls zulässige und milde Form. Das war doch bedenklich für einen deutschen Jüngling. Es konnte ja unmöglich Zufall sein, daß der Ohm schwieg, daß die Schule, die Regierung, die ganze Öffentlichkeit das Vergangene ausgelöscht hatte. Und es geschah doch auch ein Hälserecken und aufgeregtes Tuscheln, als der Regent mutig das alte Gebet für den Landesherrn wieder einführte, der in seiner Verbannung saß. Es dauerte also wieder eine kleine Weile, bis ich besagte Form des Welfen-

tums als die meine und die richtige erkannt hatte. Aber der Ohm stand doch vielleicht, vielleicht weiter nach der düsteren, womöglich hochverräterischen Rechten zu!

Ich habe ihm damals sonst keine große Freude gemacht, da ich weder auf die leichte Intrigue hineinfiel, die mich seinem alten Korps zuführen sollte, noch jagdliche Interessen zeigte. Aber er hatte wohl Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit, die ich sicherlich einmal erwerben würde, und vielleicht auch ein tieferes Verständnis für mich. Jedenfalls ward er mir mehr und mehr ein Bild vornehmer Ritterlichkeit und Treue, umschwebt von einem Schimmer amtlichen Märtyrtums — denn diese alten halsstarrig genauen Beamten wurden oben wenig geliebt — und dem wehmütigen Glanze unvermeidlicher Entsagung.

Zu diesem Glanze trug wohl auch die Errichtung dieser Hütte bei. Das war ein Reich, nicht von dieser bösen Welt, da konnte man ungestört dem lieben Schweigen obliegen und auf dem Frühanstand im erwachenden Walde allerhand Kummer vergessen. Allerdings kam sie ihm doch nach, und zwar in Gestalt der guten Muhme, die es immer weniger zulassen wollte, daß der Ohm, wenn sie ihn auch noch so gut wattiert und ausgestattet hatte, da oben allein sei: wenn ihm nun was zustieß in der schrecklichen Einsamkeit! Sie konnte ja auch nachts kein Auge zutun, wenn er oben allein war, nur mit dem alten Wandbilde des Hochseligen! Da mußte denn ein Neffe oder sonstiger Ge-

nosse mit oder der alte biedere Waldläufer und Forstaufseher Hagen, den er mit festgewachsenem Witze seinen Hagen von Tronje nannte, fast der einzige Untergeordnete, den er eines Gespräches würdigte, sicherlich weil er zur grünen Farbe gehörte. Überhaupt war er hier oben aufgeknöpfter. Er tat, als ob er behend und praktisch sei, betrieb das Kochen aber mehr aufgeregt als richtig, machte sich sogar den Kragenknopf selbst an, allerdings unter ungeheuren Grimassen. Rührend war da, wie er einst auch der Muhme sein heimliches Reich zeigen wollte und sie, kurzatmig wie sie war, den Berg hinaufnötigte. Er stieg immer zehn Schritt voran und kehrte schnell wieder zurück wie ein artiger Dackel, und wenn sie dann stehen blieb und „hinter den Atem kommen" wollte, ermutigte er sie zärtlich und unaufrichtig: „Noch eine gute Viertelstunde!" „Noch eine Viertelstunde!" „Noch ein kleines Viertelstündchen!" „Jetzt sind wir oben, Lüttches!" Aber da waren wir erst unten am Pürschgang. Und hier fuhr er dann in der Stube herum, bis er ans Kartoffelnschälen kam, daß die Muhme ihn nicht wiedererkannte und dann Tränen lachte. Er schien das kaum zu merken in seinem freudigen Eifer und machte ihr nachher Vorhaltungen, daß man fettige Teller nur mit warmem Wasser waschen dürfe, niemals mit kaltem! niemals mit kaltem!

Auf sein unheimliches Welfentum ist er nur noch ein einziges Mal zurückgekommen in den vielen Jahren, als

an einem sommerlichen Festtage rings die Landesfahnen wehten. Da sagte er halblaut in seinem schlimmen Dialekte: „So weit häbe ichs doch gebracht, daß sie die alten Fähnen hier wieder ausßtecken!"

So weit!

Und nicht lange danach war er tot; ein Schlag hatte ihn gnädig dahingenommen. Gnädig, wie man damals sagte und der fassungslosen Muhme zuredete, die nun so wehrlos dem Ansturm der Welt preisgegeben war und blieb. Einen großen Metallsarg hatten sie ihr schon angeschwatzt und pompöse Grabsteinmodelle vorgelegt, als ich zur Stelle war und, sie eng umschlingend, stumm den Treuen begrüßte, der da lag, die schönen bleichen Hände gefaltet, wie es dem guten Christen geziemte. Ich empfing auch den vornehmen Kammerherrn, den Vorsitzenden des Welfenklubs, mit dem der Tote gewiß gar manches Teuer-Menschliche, mir nun auf immer Verschwiegene geteilt. Wieder einer weniger! mochte er denken, als er im Auftrage von Gmunden einen prächtigen Kranz niederlegte, selber nach Gang und Haltung ein schwerkranker Mann. Wie freudig hätte der Ohm solchen Dank und Gruß empfunden — aber gnädig hätte ihn dieser Tod hinweggenommen? Gnädig? Nachdem er noch hatte erleben müssen, wie der hoffnungsvolle junge Prinz, den er als Thronfolger ansehen mußte, jäh verunglückte, und bevor jene wundersame Verlobung mit der Kaisertochter gefeiert

6*

wurde, die plötzlich alles, alles wandte? Nein, ungnädig nahm Dich der Tod, Du armer alter Warter! „Hätte er doch nur das noch erlebt!“ weinte die Muhme; bis es auch mit ihr zum Sterben kam.

Damals entdeckte männiglich ein welfisches Herz im Busen — ich hatte hinlänglich erfahren, wie schwierig das sein kann —, alles hoffte Aufleben und Vorwärtsschreiten nach Schlummer, Stehenbleiben, Unterdrücktheit unter preußischer Liebe, und ungeheuer war der Jubel, als noch vor Jahresende das junge Herzogspaar in die alte Hauptstadt einzog. Ich aber empfand es damals, was es heißt, während einer solchen einzigen Feier in der Ferne Vorlesungen über den Urmarkus zu halten. Nur Ansichtspostkarten hatte ich: „Der Friedrich-Wilhelm-Platz im Festschmuck“, „Begrüßung durch den Oberbürgermeister“, den man aber nur von hinten sieht, „Ehrenjungfrauen“, „Knaben auf dem Siegesdenkmal“ usw.

Damit suchte der Kollege vorsichtig zu eignem Leben, Denken und Meinen zurückzulenken.

Ich erhob mich und blickte in die tiefe Nacht hinaus. Voll leise bewegter Sterne hing der Himmel darüber, und indes aus endloser Ferne eine dunkle Wolke dahinschiffte, dachte ich still in die eigne Heimat, die dort weit, weit und doch unter derselben glanzvollen Wölbung schlief. Da flammte im Stübchen die Lampe auf, und der goldig helle Türrahmen winkte traulich durch all das Dunkel.

Schnell sprang ich hinüber, zog die Türe an und begrüßte mit freudigem Händereiben die blanke Behaglichkeit, die da mollig von den hellen Holzwänden blickte, und ernsthafter das goldgerahmte und gekrönte Bild, das mir nun erst recht ins Auge fiel: der Herzog mit seinem halbösterreichischen Käppi. War e r hier nun Herr oder der gute Ohm?

Dann klang auch schon der Teekessel über der Flamme, indessen wir auf weichen Schuhen umherhantierten und draußen die entseelte Stille machtlos um die Wände und um das einsame helle Fenster spähte.

Friede, Friede war damals!

Aber trotzdem war der Schlaf recht mangelhaft: so halbangekleidet auf dem ungewohnten Lager; das atemlose Schweigen draußen, in dem man wie ein Schneeflöckchen über dem Abgrund schwebte; der Ohm; das Bewußtsein, daß der Wecker auf eine geradezu beängstigende Frühe eingestellt war. Und richtig, kaum war man entschlummert, so griff er mit seinem blöden Knattern grade ans Herz. Aber was leidet und tut man nicht, um den stolzen Hirschen zu sehen! Und ich dachte an die Sümpfe und Mücken, hinter denen sich der Elch der Nehrung suchen läßt.

Wir haben dann taumelnd und verschlafen Licht angezündet und Kaffee gekocht — ohne Sieb: man „erschreckt" ihn durch einen Schuß kaltes Wasser, dann setzt

er sich! Aber als wir endlich, nach einem geschwinden Aufräumen ins Freie traten, wars doch schon dämmergrau und die Sonne irgendwo aufgegangen. Mannshohe Nebel glitten zögernd auseinander, und das Gras der Schneise troff von Nässe.

„Auf Nimmerwiedersehen, stilles kleines Häusel!"

Wir bogen seitwärts in das Stangenholz. Rechts und links von dem schmalen Pfade waren die abgestorbenen Ästchen säuberlich abgeschnitten und auch von dem weichen braunen Nadelboden alle Zweiglein entfernt: keinen Laut durfte es geben, wenn man das Wild beschleichen wollte, und es war eigentlich nicht vonnöten, in diesem feucht-kühlen, leblosen Dämmer noch besonders mit feierlichen Gesten Schweigen zu gebieten. Langsam wich da und um-schauend die Nacht vor den Schreitenden hinter die nächsten Stämme, bis es dann von fern bläulich-hell hereinblitzte. Da hatten wir den ersten Ausblick: ein buntbewachsenes Hai senkte sich, mit tausend wirren Stümpfen bestanden, von langgeschichteten Holzhaufen durchkreuzt, dem Tal zu, und das freie Morgenlicht drang noch unter den entblößten Hochwald da unten, in geheimnisvollen Tiefen verschwin-dend. Dicke Nebelschlangen bäumten sich aus der ver-borgenen Talsohle über die Wipfel empor. Und jenseits stieg es wieder hinan und wieder hinab und wieder hinan, niedriger und ferner, ein schwarzgrüner wölbiger Rücken

hinter dem andern, seitlich weit auslaufend ins grauliche Land.

Wir erkletterten halsbrecherisch genug den weidmännischen Hochsitz in einer alten Eiche am Waldrand. Da gab es viel Feuchte und Unbequemlichkeit auf hartem, engem Sitz und Aussicht auf langes verschwiegenes Harren. Aber was tut man nicht —.

Einen Zehnender mit stattlichem Anhang hatte der Oberförster versprochen. Aber ich muß gleich sagen: er kam nicht und sein Anhang auch nicht, und ich vermute sehr, daß wir doch schon zu spät gekommen waren oder daß wir ihn bei völliger jagdlicher Unbegabtheit „verpechert" hatten.

Statt seiner kam mit noch immer sanft rötlichem Glaste die Sonne drüben über den Berg. Eine mächtige unhörbare Melodie hebt sie, wenn sie so aufsteigt, und bewegt die goldgelben Wogen auf ihrer Scheibe, daß die Strahlen flach über die Berge davonschießen. Aber alles Schauen und Lauschen ward ja doch bald unbewußtes Außenwerk des glückseligsten Versunkenseins. Nur seine Oberfläche kräuselte fröhlich das schallende Hin und Wider des Finkenschlags hinter uns in Waldestiefen. Bis dann aus dem Grunde die Holzaxt klang: da mußte es nach menschlichem Ermessen sechs Uhr und darüber sein, und der Kollege erhob sich mit dem zerschmetternden Ausspruch: „Diesmal war es nichts!"

Wir haben uns dann durch Dick und Dünn und unter gelehrter werdenden Gesprächen in ein breites Tal zu einem behaglichen Forsthause durchgeschlagen, und der Kollege ist mir in Verdacht, daß er sich zuletzt doch etwas verlaufen hatte. Aber das gehört ja zu der feinen Wanderseligkeit dieser und der folgenden Tage. Er hat mir auch die Stelle noch gezeigt, wo der alte blinde Herzog das Land seiner Väter zuerst wieder grüßte, und dann auch die andre, wo anno 1830 der Einfall des vertriebenen bösen Herzogs Karl, des „Diamantenherzogs", zurückgewiesen wurde.

Ein ostpreußischer Spaziergang, auf Leiblsche Manier

Man geht zuerst den langen, graden Weg durch den Hintergarten. Rechts und links stehen abwechselnd Obstbäume und schön emporgespitzte, glänzende Edeltannen auf den Rabatten (hinter denen sich dann die Wildnis der Johannis- und Himbeersträucher erstreckt), so daß man immer von neuem eine Zone süßen Koniferenduftes durchstößt. Am Ende kommt man durch die Hinterpforte an einen grasigen, nur in der Mitte ausgetretenen Lindenweg, dann rechts ab durch eine tiefe hohle Gasse. Sie ist feucht und schmutzig. Weiße Hühner stieben in dummer Ratlosigkeit an der steilen Böschung hinauf, von der alte manneshohe Lindenstümpfe voll junger Schößlinge wie Riesenweiden herabschauen. Am Ende des Hohlweges ist man plötzlich mitten im Dorfe. Links ein großer Teich mit weglos grünen Grasufern, von niedrigen Häusern umsäumt. Er schallt jetzt von Entengeschrei. Bis mitten in den Kopf lassen die Tiere den Schnabel aufklaffen: eine

selbstgefällig lachende Philisterphysiognomie. Rechts der eingezäunte Wiesenhang, der sich zu dem grün umsponnenen Anwesen der Frau Siefke emporzieht und drüben von mächtigen Linden überschattet ist, gehört einer unglaublich langen Sau namens Fritz und ihrer Nachkommenschaft. So unnatürlich und schamhaft benannte sie gestern Frau Siefke, als sie, schlank und schmuck in weißem Kopftuch, wiewohl schon ältlich, in einer Schar von schreiendem, drängendem Federvieh herabgeschritten kam und das Untier kraute. Sie erzieht junge Mädchen zur Landwirtschaft, ist auch Vorstand des Hausfrauenvereins, und man sagt, daß sie es ausgezeichnet versteht, aus ihren Produkten Geld zu machen.

Nun schreite ich über einen frisch geeggeten Acker ins Freie und komme auf einen schlecht und rechten Feldweg. Prächtig, septemberhaft glänzt die Sonne, nur eine leichte Ahnung herbstlicher Herbe oder silberigen Nebelgraus verschwebt in der Luft und hängt in dem kurzgerupften Grasteppich unter den Wegbüschen. Ich komme an die Bahnunterführung, zu deren kühler Wölbung von allen Seiten glänzige Telegraphendrähte zusammenschießen, und wie ich mich jenseits in unfruchtbarem Sande wieder emporarbeite, kommt mir schon das Dörfchen Kobjeiten mit dicken Strohdächern und weißen Wänden entgegen. Ein kleiner Dackel bellt zornig, doch wenig mutvoll herab und verschwindet rasch, als ich näherkomme in dem buschigen Garten links: nur

eben tauchen ein paar saubere Wege und Beete, dahinter ein hübsches Häuschen auf.

Hier trifft man auf die große Landstraße, die nach dem Kirchdorfe St. Lorenz führt. Man braucht aber nicht lange darauf zu bleiben, dann kommt rechts ein Feldweg, da kann man abschneiden. Als ich einbiege, fährt grade, mahlend im Sande, ein kurzer ländlicher Sitzwagen heran. Zwei Bauern sitzen darin, sehr aufrecht, als schwebten sie auf einem Photographierstuhl übers Land. Sie müssen die Knie auseinanderspreizen, damit der Bauch Platz hat. Das sieht alles sehr wohlhabend aus, namentlich als sie nun mit Rattern in die Landstraße einbiegen und rascher dahinfahren, daß den Gäulen die langen Schwänze wehend nachfliegen. Auch an der Kleidung muß neben allem Verschossenen und Abgebrauchten irgendein neues Stück gewesen sein, das die Wohlhabenheit oder die Fahrt in die Stadt bezeichnete. Überhaupt, so fahren zu können!

Jetzt gerate ich in eine Sackgasse. Auf einem stillen bäuerlichen Hofe begrüßt mich ein noch ganz taumeliger, pelziger kleiner „Bernhardiner", der nicht weiß, ob er mit mir spielen oder mich fürchten will. Da tritt der Herr die Haustreppe hinab, und hinter dem niedrigen Fenster blickt ein weibliches Wesen aus geheimnisvollem Düster hervor. Dort links zwischen den Scheunen der schmale Steig soll es sein. Durch einigen Schlamm und Gänsedreck kommt man dahin. Es ist ein dumpfes Gewinkel, wo Brennesseln

gedeihen und Hühner durch schadhafte Gitter verschwinden, links ein kleiner, dunkler Grasgarten mit Obstbäumen und einer einsam trockenbaumelnden Hose. Dann dringt von rechts helles Licht herein, und die Weite des Feldes tut sich auf. Aber erst wenn man ein Hecktor überstiegen hat, ist man ganz wieder im Freien. Zu Füßen blaugrüne Kohlköpfe, gelbe Arnika, blaue Kornblumen, und wenn man aufblickt, vor der Sonne und so dämmerduftig im eignen Schatten, das Dorf wie ein großes Buschwerk, kaum überragt von dem glanzumflossenen, ritterlich gotischen Giebel des Kirchturms. Davor, an dem großen, schwarzen Schuppen landwirtschaftliches Treiben und Bewegen, Erntewagen, eine qualmende Lokomobile. Rechts und links über den Feldern sonnige Wäldchen, wie Vortruppen fernerer, dunklerer Phalangen. Und dann oben in lautloser Weite ein Zeppelin, jetzt wie ein grauer Schatten, jetzt mit silberigem Gleißen höher schraubend. Einen Augenblick denke ich, es ist ein künstliches Anschauungsbild für die Schule, das alles und alles enthalten soll, „Der Herbst" oder „Deutsche Landschaft", und blicke zur Seite, wo hinter sicherem Zaune halbwüchsige Schweine eifrig in den aufgehäuften Lupinen wühlen, weiterhin auf dem halbverwachsenen Tümpel schöne, weiße Enten ihr Hinterteil gen Himmel recken, noch weiter bunte Rinder stehen, klar und groß gegen den leuchtenden Horizont, an dem

dann zu oberst ein sechsspänniger Erntewagen seinen Weg zieht.

Jetzt komme ich schon in die tief ausgefahrenen Gleise, die den nahen Hof bedeuten. Von Stein zu Stein muß ich springen und mich am Gatter auf den Grassoden entlangschieben, bis, auf dem Hofe selbst, die Strohabfälle, untermischt mit reichlichem Pferdemist, eine teppichhaft weiche Unterlage über den Morast legen. Und da steht der große Schuppen. Aus dem weit offenen Tor langt ein riesiger Maschinenarm in langsamen Rucken leere Garben zu dem Wagen, auf dem sie dann eine rote Frauengestalt zurechtlegt. Ein dickes Rohr speit seinen Häcksel, und im Hintergrunde fuchteln allerlei Maschinenarme durch Staub und Getöse, ohne daß viel Worte gemacht oder viel Menschen sichtbar werden. Zwanzig Schritte weiter ist das zweite Tor offen: dahinein kommt das Stroh. Es liegt schon bergehoch darin und duftet kräftig, als wäre es eingemachte Landluft.

Tritt man jenseits aus dem weitgedehnten Hofviereck heraus, so kommt man auf den Kirchplatz. Da steht rechts hinter wohlgeschorenen Hecken, bescheiden und niedrig, doch sauber und hell, das Gutshaus, weiterhin die Schule und drüben die Pfarre. Man geht ganz unter hohen Bäumen vom einen zum andern. In ihrer Mitte, hinter niedriger Steinmauer, der Friedhof und in seiner Mitte die Kirche. Die Gräber sind weit besser gepflegt als sonst wohl auf

Dorffriedhöfen, die Hängeeschen sogar unten gradegeschoren wie Russenköpfe oder die zu tausenden alten Preußen und Wenden der historischen Gemälde, was denn doch zu ordentlich und zu wenig sentimental ist. Die Kirchtür ist offen, und eine dunkelbraune Dämmerung blickt daraus entgegen: es ist der matte Glanz des gebeizten Holzwerkes, des Gestühls und der Prieche, die merkwürdigerweise nur auf einer Seite eingebaut ist. Alle die Bänke mit den Namen der Örter, denen sie zugehören, sind sorgsam mit Guirlandenwerk und Tannenzweigen geschmückt. (Ich muß mir doch erst am nächsten Rasenstück die Stiefel reinigen.) Vor dem mit dunkelglänzenden Blattpflanzen umstellten Altare umschlingen sie, verbergen sie fast zwei eng aneinander gedrückte Stühle, die nun in solcher Laube die heimlichste Beseligung scheinen spenden zu wollen. Ich weiß nicht, welches Paar sie erwarten, aber wenn es hier sitzt, schaut es gradewegs in das barocke blaue Leben eines patriarchalisch engelhaften Himmels, das dort auf dem Altarblatt wölkt und wimmelt und durch bunte Gewinde herüber, hinüber an das ihrige geknüpft ist.

Ich trete seitwärts unter den Turm, wo verführerisch das Glockenseil durch ein Deckenloch baumelt und die dicke Armenbüchse wartet, ins sonnige Freie. Denn der Turm ist seitlich angebaut, neu und schmuck, unten aus großen Findlingen, droben mit frischen roten Ziegeln bedacht. Etwas blank nimmt er sich noch aus, wie auch der gotische

Giebel rechts; indessen der andre, etwas renaissanene, eine vorsichtige Tünche aufweist. Man sieht, wenn man dort auf einer der Bänke sitzt, daß die Kirche erst kleiner und spitzbogig war und dann um etliche flachbogige Fenster erweitert ist.

Unter den großen Linden nach dem Pfarrhause zu, von denen aber eine schon Ruine ist, finde ich ein merkwürdiges Denkmal: ein mächtiger Granitwürfel auf quadratischem Granitsockel. Ein alter Pfarrer liegt da mit seiner uralten Mutter in einem Grabe. Sie hat wohl dem Alleingebliebenen den Haushalt geführt. Aber kein Kreuz.

Es ist ein süßmelancholisches Genießen auf einem sonnenwarmen, düfteerfüllten Friedhofe.

Indem ich mich hinauswende, sehe ich auch eine große Familiengrabstätte mit Blumengewinden umkränzt: auch die jungen Hochzeiter gedenken versunkener Sorge und Liebe.

Auf dem Hofe rumort noch immer das Maschinenwerk. Ein blonder junger Kerl mit der Mütze des Wrangelkürassiers macht sich an den Pferden der Strohfuhre zu schaffen, die nun mächtig emporgewachsen ist.

Mein Weg führt draußen hinter dem Schuppen herum. Da steht das fauchende Ungeheuer, das all dies Getriebe in Bewegung setzt. Es wird grade mit Kohlen gefüttert, und der Karrengaul entsetzt sich über das Rasseln und Schnauben, das alsbald neu einsetzt. Da steht auch der

Gutsherr, breit und hoch, und dirigiert einen andern Knecht, und ich wundere mich, wie vertraulich und gutmütig das abgeht.

Der Lärm versinkt hinter mir. Ein leeres Fuhrwerk zieht schläfrig vorbei. Ich ziehe das Frühstück hervor.

Links am Wege wird schon gepflügt, gleich an drei Stellen ist das Feld in Angriff genommen. Eine Knirps sitzt auf dem Leitgaul, und der Vater führt den Pflug. Und die Möven schwärmen schreiend neben ihnen, lassen sich in die Furchen nieder und ziehen neue prächtige Bahnen durch das Sonnenlicht. Rechts ein kleines Anwesen mit besonders umzäumtem Garten voll Astern, Stockrosen, Wruken und Kartoffeln, davor, ungeschützt an der Straße, struppig-niedrige Kirschbäumchen: wird sie zur Reifezeit wohl jemand bestehlen? Auch ein besonderer Stall gehört dazu, schöner als das Wohnhaus und eben fertig werdend, aus roten Backsteinen, die Türen noch ungestrichen und durch schräg angelehnte Balken zugehalten. Der Maurer steht noch dabei und beschaut sein Werk.

Nun schwingt sich, ehe es noch recht heiß wird, der Weg an den Wald heran, und weit rechts in der Tiefe blaut einmal das Meer herauf. Ein Pfad zweigt sich ab, zwar etwas schmal und verwachsen, aber er sieht doch gut aus und als ob er sich bald verbreitern könnte. Das bestätigt sich denn auch: es ist einer der Kirchsteige, die aus den rings hingestreuten Anwesen und Besitzungen zum Gottesdienste

nach St. Lorenz sammeln. Erst berührt er rechts vor den Birken einen einsamen, stacheldrahtumzäunten, waldgeschützten Schrebergarten — merkwürdig, wie weit er von seinem Besitzer liegen muß —; wohlbepflanzt ist er, junge Obstbäumchen an ehemalige Birkenstämme gebunden, Sonnenblumen von einer Höhe, wie ich sie noch nirgend gesehen, giraffenhaft schwankend und unten mit kurzen Pfählen gehalten; dazu rotglühende Dahlien auf sandigen Rabatten. Aber alles so verlassen.

Am Wegrande brandet nun die blühende Heide — schon weither hatte sie vom Karlsberge geleuchtet, den ich nun erklimme und der eigentlich nur von der andern Seite her ein Berg ist —, und es schwebt alsbald ein feines Orgeln in der Luft von Fliegen und den Bienen, die sich um die Blüten tummeln. Von ferne über die niedrigen Kiefern klingt ein jämmerliches Kinderquäken und wohl auch ein Gebell: da wird das Gasthaus sein. Ein Weilchen sehe ich, als ich den Sattel überschreite, seine weißen Wände herabwinken, auf der andern Seite aber ist bis in dämmerige Tiefen ein brauner Nadelteppich zwischen dürre Kiefernbäumchen gebreitet. Nun schreite ich schon in einer Mulde hinab, und ihre Seiten sind von hoch emporschwellenden Heidepolstern gebildet, daraus die weißen Birkenstämme in den Sonnenschein stechen. Aufatmend bleibe ich stehen. Schön und schön! Und, mein Blick fällt grade auf einen zapfenvollen hohen Fichtenwipfel, ich frage

mich: Gibt es ein sanfteres Glück, als so durch die vaterländischen Wälder zu wandeln und ein jedes andächtig zu betrachten?

Und zunickend geht mir meine Lisa durch den Sinn.

Eine Malerin mit Kneifer und blauer Schürze sitzt am Wege. Ich werde nicht stehen bleiben. Aber der Untergrund, den sie gemalt hat, ist noch rostbraun. Nichts von dem Lichte, das allein schon an der Weiße der Birken hängt.

Dann verschlingt mich ein buschiger Weg, der auf einen freien, weißglänzenden Platz mündet: da tritt der klare Seesand zutage. Es gibt noch einen ähnlichen Platz in der Nähe, der heißt grunewaldmäßig „Das weiße Meer".

Hier ist es nun wieder ganz einsam, und der Weg sinkt rascher hinab. Man kommt unter verwildernde Obstbäume, die auf kurzem, frischem Grün stehen, und an einem ist ein Inschriftschild von seltener Orthographie angebracht: „Hier ist mit die Hunde Los zu gehen verboten." Wie kann man so etwas verbieten? Das Haus steht wie ausgestorben, wie völlige Gebirgsarmut, und der Briefkasten an der Hintertür ist das einzige Zeichen von Bildung. Die Scheune daneben hat ein gewaltiges Loch in der Lehmwand. Das sahst du, Lisa, schon vor Wochen, als ich jenseits mit dir vorüberging. Da wob schon dieselbe Stille dort, und jetzt war mir, als schwebten deine Worte

nach in der Luft, und ich war recht zärtlich gesinnt. Unten am Talwege, der zu den Katzengründen führt und wo du die Pilzsuche begannst, steht auch der Wegweiser noch ebenso verkehrt, und drüben am Hange winkt das Häusel, das nach bayrischem Gebirge aussieht.

Wenn ich jetzt das Tal durchquere, komme ich auf die altbekannten Georgenswalder Wege. Da gibts nichts Neues zu finden, höchstens das Bisherige in System zu bringen. Ich schreite rasch hinüber und rasch den jenseitigen Hang hinan: da sieht man rechts den Bahndamm, der das Tal schließt, und links aufwärts hinter den Wiesen die großen Wälder, in denen man sich immer wieder verläuft.

Leise sinkt das süße Hochgefühl, das die Finderspannung gab. Ich berechne, ob ich rechtzeitig zu Hause bin.

Ein Schwarm von Schulmädchen wird die ganze Breite der Fahrstraße entlang herangeführt. Soll ich vor ihrem fröhlichen Schwätzen ausweichen? Ich schwanke, tus dann doch, und zu spät, so daß es ein bißchen lächerlich aussieht. Aber nachdem ich hinter ihnen wieder auf die Straße zurückgebogen bin, treibts mich doch wieder in den Wald, und ich ergreife den nächsten Pfad, der rechts hineingeht. Gleich ists wieder heimlich zwischen Holzstapeln und unter hohen Fichten. Und es fällt mir ein, wie ich mit dir bei jener Wanderung unter den hohen Fichtensäulen bei Hirschau hinschritt. Der Boden war ganz mit zartem,

7*

grünem Sauerklee bedeckt, in dem sich zierliche Pfade schlängelten. Als da das Spätnachmittagslicht streifig durch die schlanken Säulen fiel, sahen wir fern einen wahrhaftigen Zwerg unter spitze Kapuze geduckt an einem Tischchen schreiben in der wabernden Stille.

Ein Eichhörnchen springt, gluckst und wippt dazu mit dem Schwanze vom nächsten Zweige. „Ich tu dir nichts!" klingt es aus mir mit plötzlichem Schall.

Da drüben wird es licht. Also nach links gebogen, wo sich schon Spuren von Holzhauern bemerklich machen. Ein Gerät, eisenbeschlagen wie eine kleine Tonne, das ich nicht kenne, liegt (vergessen?) am Wege, und dann höre ich auch, nicht weit, eine Säge einsetzen. Ein Zeugstück hängt über geschnittenem Holze. Da schlage ich mich wieder seitwärts. Es ist ein schmaler Pfad, der durch lustiges strackstehendes Fichtengeziefer führt. Hie und da ragt eine glänzende junge Eiche empor. Den Stock lasse ich vorangehen, die zahllosen Spinnenfäden zu durchschneiden. Ich treffe auch ein Netz, darin die Besitzerin grade an ihrem Opfer saugt. Auch im Stürzen läßt sies nicht los.

Ich dränge mich durch dichtes Nadelgezweig. Und ich trete in ein unbekanntes Gemach, so abgeschlossen und abseitig, so unwiederfindbar, daß man sich hier alle Märchen leibhaftig vorspielen lassen oder die stillste Lektüre treiben könnte; wenn sie nicht bald unbequem würde. Es ist ein Raum wie eine tüchtige Stube, viereckig von zimmer-

hohen Fichten umschlossen, außerdem aber von vielen ganz grade ausgerichteten Reihen junger, dünner Eichlein durchzogen und geteilt.

Ich starre erst ein Weilchen, dann werfe ich den guten Wettermantel neben einen roten, moos- und algenüberkletterten Granit nieder — er ist ein kleines Bild vom allmählichen Aufhören der Vegetation auf den Alpenhöhen — und beginne zu betrachten. Besagten Granitblock, das Ziehen der Ameisen, die in diesem Walde so mächtige Burgen haben, die in der Sonne erglänzenden Spinnenfäden, die fast zwischen allen den Bäumchen herüber und hinüber vermitteln, dann die gekrümmten, im Absterben gebräunten Farren und die kleinen, immer neu und immer sonderbarer gestalteten Ungeheuer des Grases. Aber der Vogelsang schweigt, auch Fliegensummen höre ich nicht, nur, wenn man die Augen zumacht und ruhig atmet, erhebt sich ein andres zartes Raunen und Brausen, das dann mit dem Atmen auf- und abschwillt und, wenn ein Windhauch geht, plötzlich dunkler und herrischer aufrauscht: das ist das Meer.

Und nun — es ist noch alles gleich friedvoll und schweigsam — der alte Kampf mit der Unruhe: wie lange darfst du hier noch bleiben? Wann mußt du daheim sein? Magst du überhaupt noch bleiben? Zwingst du dich nicht? Noch fünf Minuten. Noch fünf. Und dann doch plötzlich aufgestanden, den Mantel ergriffen.

Ich muß durch das Dickicht. Es wird dichter, die Bäume höher, einen Augenblick bedrängt es mich. Aber plötzlich läßt es mich los, und ich stehe auf dem harmlosen Pfade von vorhin. Er führt auf einen lichten Eichenplatz, wo der Boden abgetreten ist und auch die vielen Löcher den Fuchsbau verraten. Aber ich strebe weiter an den dichten, runden Fichtentrupps vorüber, die einst Forstgärten waren. Da kommt man dann auf den breiten Waldweg, der zu Bandemer führt. Und rechtwinklig kreuzt ihn, mit Telegraphenstangen bestellt, der Weg nach Rauschen. Da sind auch schon ein paar dicke Badedamen, die Pilze in große Tüten und bunte Pompadours sammeln. Ich sammle heute keine, wiewohl mich mancher glänzend braune Hut vertraulich anblickt: „Hoho, hie Steinpilz, hie Steinpilz!" — oder wenigstens Birkenpilz.

Ich überquere die Gleise. Jenseits führt dann der Pfad am Bahnkörper entlang. Hier sind die Fichten rasch gewachsen, spenden schon tüchtig Schatten vor der Sonne, die von links hereinbricht, und vielleicht haben sie bald die Laubwipfel über ihnen eingeholt. Es wird badmäßig: der gepflegte Bahnhofsweg, glatt, mit gestrichenen Laternenpfählen besetzt, das Waldhaus mit dem mächtigen Riesenfichtenpaar davor, das sich zwar erst etwas suchen läßt, das hölzerne Schild mit dem Grundplan der ganzen jugendlichen Ansiedlung, die Verkaufshütte mit den tausend Notwendigkeiten eines entwurzelten Sommerhaus-

halts, der Tümpel im Lattichkranz, doch wohl erst als Parkteich gedacht. Die Bänke und Tische sind verlassen, nur auf einem ein Tuch und leeres Milchglas. Aus der Küche des Waldhauses weibliches Geklapper und Geplapper, ein ländlicher Kellner mit Harke und Besen zwischen den Plätzen.

Es sieht mit einem Male herbstlich aus trotz alles Sonnenlichts, das durch die mächtigen Laubkronen bricht und über die schöne Allee gleitet.

Dort links ist das Mittagsschlafhölzchen, wo man nach vollbrachter Ruhe die ankommenden Nachmittagsausflügler ungesehen an sich vorüberschwatzen ließ, und gradeaus blinken in den Wald die frischen Häuser der „Parkstraße". Da wohnten wir voriges Jahr in den glühenden Augusttagen, deren lastende Ruhe dann von den fürchterlichen Unwettern zerrissen ward. Ich gehe den alten Badeweg, der sich am Waldeck vorbei zu den neuen Anlagen und zum Hochufer schlängelt. Auch da ist jetzt alles gewachsen, aber auch alles vergrast und tief einsam. Die Wegweiser weisen wohlbekannte Wege, aber ich gehe sie nicht. Ich komme zur „Ilskefalle", einem kleinen fliegenden Sommerkneipchen am Abhange, wo mich einmal eine Schöne durch langdauerndes sphinxhaftes Anstarren zu verführen trachtete und jetzt ein roter Automatensockel leer und albern trauert. Auch hier Stille, mißgünstige Konkurrenzsperre mittels Stacheldrahts. An einem Baume ein Anschlag,

daß vor zwei Wochen im Waldhause ein patriotisches Konzert stattfinden werde.

Aber hier über dem Meere muß ich noch einmal Ruhe und Frieden kosten. Sie dringen mit dem kühlen Hauchen und Rauschen den tiefen waldigen Abhang empor. Wenn man, in die Bankecke gelehnt, durch die Baumkulissen hinabblickt in die weißen, zierlichen Bänder der Brandung und den heranrollenden Wellen entgegen bis oben an die Grenze der strahlenden blauen Fläche, da fliegt der Gedanke mit in jegliche Ferne. Und sobald er irgend Worte gewinnt, sind es diese: Du holdes, du tausendmal geliebtes, du gesegnetes, einziges Land, wie leuchtet deine Schöne! Was hast du von Urzeiten her an Kraft, Geist, Größe, Güte, Liebe, Schöne, Anmut, Wohllaut und Herrlichkeit aller Arten getragen! Was könnten deine Kinder dir weihen und schenken, das genug wäre!

Wäre nur die Unruhe nicht, die auch hier flüsternd heimdrängt! Gewiß, ich könnte sitzen bleiben, den Meereshauch und -glanz, den Frieden genießen. Wenn ich dann mit dem Zuge führe, käme ich doch noch rechtzeitig. Aber jetzt in den Zug?

Und ich schleiche mich davon. Durch die sonnig-breite Zukunftsallee, wo die Schilder stehen „Ein guter Mensch beschädigt keinen Baum“, und dann hinter den Villen vorüber auf den Rauschener Weg. Ich kreuze den Badestieg unten in der bewachsenen Schlucht, die im Frühjahr

unser Entzücken war, und klimme aufs Feld, zur „Hochuferpromenade“ empor. Ich ärgere mich, daß ich nicht einige kürzere und schattigere Wege gefaßt habe, die durch die lockeren Birken des Meereshanges führen. Also bin ich müde. Oder ich denke zu viel daran, daß ich pünktlich zu Hause sein will, und solche Pünktlichkeit war immer mein Ruhm. Die Sonne brennt jetzt. Am Waldrande drüben wärs kühler, aber dann muß man nachher übers Feld. So bleibe ich hier, blicke in die kaum verwachsenen Abrutsche zu meiner Linken, wo die „Tamarisken“ ihre braunroten Beerchen aus grauem Laube leuchten lassen, und weiter aufs Meer. Der Blick aufs Meer kann auch ein Konventionszwang werden. Aber als dann im Rücken die Küste sich aufrollt in geschwungenen, immer nebliger verschatteten Hängen bis an den Turm von Brüster Ort, wo sie stufig abgeflacht ins Meer springt, das ist doch groß und schön. Das muß man noch einen Augenblick genießen. Genug.

Drei Blusendamen wandeln vor mir. Ob ich sie überhole? Was werden sie dann von mir sagen? Und hinter uns kommt rasch ein kleiner eleganter Glatzkopf. Ich werde gehen, wie mir die Beine gewachsen sind. Jetzt kommt der flinke Herr an mir vorbei und gleichzeitig ich an den drei Damen. Sie sind weder jung und hübsch noch interessant. Nur eine hat ein feines Gesicht und könnte die Mutter einer von meinen Hörerinnen sein.

Richtig, sie verstummen ein Weilchen, indem ich vorübergehe, d. h. sie sammeln und werden bei geeigneter Entfernung mit dem Urteil beginnen. Der kleine Herr scheint das auch zu fühlen: er springt plötzlich mit elegant gestreckten Beinchen, als der Weg sich etwas abwärts senkt. In Wahrheit muß er, wie die andern, in sein Hotel, die Pension abzuessen.

Ich muß auch zum Essen da sein. Ich sehe nach der Uhr. Die Zeit reicht durchaus, aber die Umwege um die einschneidenden kleinen Schluchten sind lästig und das Getue von Anpflanzungen etwas lächerlich.

Vor mir liegt Rauschen in heißem Mittagsglanze, der Wasserturm und die Kirche überragen ruhig manch aufgeregtes Hoteldach. Langsam geht es, und bei jedem Schritte pocht mir plötzlich das mitgenommene Buch in der Tasche auf die Hüfte: Billroth, „Wer ist musikalisch?" Ich bin stolz, daß ich mich nicht gezwungen habe hineinzusehen. Es war wohl zu schwer. Oder hab ich nicht daran gedacht? Jedenfalls trage ich es jetzt anders, damit das einförmige Klopfen aufhört. Nervöser Pedant.

Aber ich komme doch näher, wenn ich auch noch ein paar verfängliche Schnitte glücklich versäume. Links das erste Straßenschild, „Seeufer", weiß auf blauer Emaille. Die erste Villa mit einem sandigen, gequälten Kieferngarten, ein kleiner Spielwagen steht darin. Hier gibts Sommerfrischenkinder.

Jetzt komme ich an den Bahnhof. Der Zug ist noch nicht da, der mich hätte bringen können. Ich habe also noch Zeit. Aber bald muß er kommen: drüben warten und schauen schon Leute. Eine aufgedonnerte Mamsell mit einem Ferkelgesicht läßt sich von einer simpleren Begleiterin ihre Kartons zur Bahn tragen, denn die Saison ist im Sterben. Dann kommen zwei alte Damen in schwarzen Kapotten. Sie reden von Kochmaßnahmen. Und ein wackliger Geheimrat mit einem frischen jungen Dienstmädchen.

Indessen wandle ich den „Korso" entlang, an der Baracke vorbei, die das Kurhaus darstellt, und kreuze rasch den Brennpunkt der Budenläden, wo ein paar Verkäuferinnen über die Mittagseinsamkeit hinweg einen gezierten Diskurs führen. Wunderlich, wie die weibliche Nobelwelt jetzt ihren Kopf und Schopf zu einer glatten Masse ohne Anfang und Ende gestaltet!

Jenseits ist die Allee und der Bordstein und die Pflasterung zu Ende. Es ist, als wäre das alles vor dem verrückten Lärm der Schilder, die hier auf den Ankömmling einschreien, furchtsam zurückgewichen. Ja, deine Liebenswürdigkeit, Rauschen, schlummert jetzt woanders, in den tieferen Wegen, an den weitschauenden Heidehängen, unten am Teiche.

Nun mahle ich den Sandweg entlang, wo sich die Villen rasch wieder vereinzeln und ich gestern mit dem Kollegen

am Wachholder gelagert verhandelte. Jetzt habe ich noch sieben Minuten.

Die Kinder vor dem nächsten Häuschen, deren Haar man kaum von der Hautfarbe unterscheidet, kenne ich schon. Aber sie blicken doch ängstlich auf mich, versuchen, ob ich wohl lächle, und ein kleines Mädchen sagt leise: „Ihr braucht doch nicht bange zu sein!?"

Hier geht es so steil bergab, daß wir uns im Wintersturm, der dort so gewaltig vom Meere her über die halbkahle Fläche fegte, an den Bäumen halten mußten, um nicht den eisglatten Abhang hinabgeweht zu werden: denkst du noch an den kostbaren Winterweg zu zweit, Lisa, mit dem wundersam geheizten Stübchen und dem feierlich krönenden ersten Miegel-Vorlesen am Schluß? Jetzt, in der Sonnenwärme, war es kaum zu denken. Man rutscht so weich in dem Sand hinab oder, wer will und so kurze Schritte machen kann, nimmt die Holztreppe.

Nun sehe ich schon unten das Gartentor. Auf dem grasigen Hange davor ist wieder die Kuh angepflöckt, die gestern den halben Nachmittag in einsamer Verzweiflung schrie. Und wie sie mich heute erblickt, beginnt sie von neuem.

Jetzt bin ich wieder auf unserm Grundstück. Man geht erst durch einen dichten Tannengang, wie durch einen Wald, dann erst ist man an dem Bächlein der Talsohle. Das eilt da durch einen lichten Erlengrund. Dann klettert man zwischen zarten Quellwässerlein rechts und links ein

Treppchen zu einem zierlichen fichtenumsäumten Rundplatz empor und steht wieder vor einer Pforte, einer grünen, ländlichen. Gestern spät, als der Besuch kam, wars hier trotz Mondenschein und Glühwürmchenglanz so dunkel, daß er Papierstückchen streute, den Rückweg zu finden. Nun liegen sie heute häßlich da auf dem Waldboden.

Ich komme unter hängenden Zweigen empor zu einem schönen Rasenhang, den die feinsten Edelkiefern und -tannen zieren, besonders die blausilbernen, die dann von den Rotbuchen künstlich genug abstechen. Wenn man sich hier umblickt und seitlich über die Fichtenhecke schaut, sieht man über das Tal hinweg wiederum Rauschen in seinem Walde liegen, von der anderen Seite, und das Tal scheint so tief, der Berg so hoch, als wäre man mitten in Thüringen. Das kann Herr Waschke jeden Tag haben, wenn er hier seine Bienenkörbe besorgt.

Das Haus grüßt herab, die Veranda ist offen, die Sonne flutet hinein. Eine wohlbekannte Stimme ruft: „Bertha, Herr Professor ist da!“ Es ist gerade halb Zwei.

Ich hatte einen Freund

Mein Bruder beklagte sich, daß seine Wohnungsklingel nicht zur Ruhe komme. Er wohnte in unserer Vaterstadt, und seine Frau stammte auch von dort: so übernahmen sie Verwandte und Bekannte von Eltern und Geschwistern. Seine Kinderfreundschaften gab er nicht auf, als Student wuchs er in meinen Kreis mit hinein, Kollegen scharten sich hinzu, als Soldat, und zumal im Kriege, festigte er Treuebünde auf Leben und Tod — auch mit seinem Burschen —, und seine Jungens in der Schule vergötterten ihn. Er selbst war schuld daran: er war zu offen und liebebereit, zu ritterlich und heiter, verstand zu gut anzuhören, was andere klagten, es mit durchzudenken und mit Trost zu überdecken. Schon sein Zimmer voll Ruhe, Ordnung und Sauberkeit, mit seinem Hauch von Tabak und edler Bildung konnte besänftigen, und mit ihm zu sprechen war Trost, auch wenn man die Kümmernis verschwieg und nur im Reden seine guten Augen sah.

Ich, ja ich hätte die Klingel abgestellt, obgleich ich ihn ein klein wenig beneidete.

Ich hatte einen Freund, es war mein erster, schon auf der Vorschule. Wir waren unzertrennlich, trotzdem mir der Umgang mit ihm sehr bald verboten wurde und er mich zu manchem Unguten zuerst verführt haben mag. Wir machten von früh an die Schulwege zusammen und wir erzählten märchenhafte Wundergeschichten von Reisen durch Unter- und Überwelt, Begegnungen mit Riesen und Zwergen und „Gespensterchen", auch vielerlei persönlichen Heldentaten, und die Erzählung zog sich durch Wochen, indes der andere Tag für Tag darauf brannte, an die Reihe zu kommen. Wir gingen dabei die Kreuz und Quer, vergaßen Ort und Zeit, und es half wenig, daß daheim feste Strafe auf Zuspätkommen zum Mittagessen gesetzt wurde. In der Zeit des Markensammelns kam er in Verdacht, mir einige Prachtstücke geraubt zu haben. Es wurde seiner Mutter, einer feinen, mühseligen Beamtenwitwe, gemeldet. Ich mußte zu ihr kommen, sie nahm mich auf den Schoß, zeigte mir das Album, und ich durfte herausnehmen, was ich wollte. Das tat ich erbarmungslos, indes er heulend dabeistand, trotzdem mir schon damals die arme Mutter leid tat. So sah nun also ein Dieb aus, ich hatte mirs nie vorstellen können. Ich vergaß es auch bald wieder unter den Abenteuern, die wir gemeinsam hatten. Aber er blieb schon in der Quinta zurück und kam auf eine andere Schule: erst das ist ein tödlicher Streich für Kinderfreundschaften. Später wurde er

Apothekerlehrling, stahl und wurde zur See geschickt. Nach Jahren machte seine Mutter einen Besuch mit ihm. Er hatte das Steuermannsexamen hinter sich gebracht und sollte wohl als rehabilitiert vorgestellt werden. Ich war nicht daheim, und als ich zurückkam, war er schon wieder auf dem Wege nach Australien. Ich schrieb, er antwortete in einem langen Brief voller Aufschneidereien aus dem spanisch-amerikanischen Kriege. Dann nichts mehr.

Ich hatte einen Freund aus den letzten Schuljahren, der stammte aus den kleinsten und gedrücktesten Verhältnissen. Sein Vater trank, seine brave Mutter, eine Bauerntochter, hatte draußen in einer Vorstadtstraße ein armes Hökergeschäft und hielt durch ruhelose Arbeit das Nötigste beisammen. Die Brüder waren Schreiber und Handwerker, nur der älteste war einst in besseren, mutigeren Zeiten aufs Gymnasium geschickt, und so zog ihn die Welt des Studiums in den Strudel ihrer Entsagungen und entfernte ihn vom Verständnis aller der Seinen. Aber sein Mut, sein Selbstvertrauen, seine reine Torheit waren unerschütterlich. Wir gingen allstündlich verschränkt auf dem Schulhofe zusammen und waren nach Anweisung eines herrlichen alten Lehrers erhaben über alle Banausen und beurteilten die Welt mit Sicherheit aus der Höhe unseres Jugendglaubens. Sonntagnachmittags war ich oft draußen, da war niemand sonst zu Hause, wir saßen in dem kleinen Stübchen mit den schrecklichen zerschlagenen

Nippesstücken am Wachstuchtisch, ich schämte mich nicht, behaglich von dem Brote der Armut zu essen, ich hörte zum ersten Male von der Welt, die sonntagnachmittags ausgeht und eine „Kleine" hat. Das Wort war mir widerlich, aber es war kein Scheinchen irgendeiner Unsauberkeit über oder zwischen uns. Er hat auch, zum Glücke für seinen Unverstand, nach Jahren des Ringens und des Kummers die Kleine geheiratet, die für die Freunde ins Mythische gesteigert war. Als wir dann studierten, hatten wir semesterlang etwas wie gemeinsamen Haushalt, ich nicht ohne wachsendes Widerstandsgefühl. Denn der Freund hielt nicht Schritt mit uns, ordnete sich aber doch nicht unter; wozu er vielleicht ein kleines Recht hatte, weil er zugleich den größten Teil seines Lebensunterhaltes tapfer selbständig erwarb. Er fiel in den Prüfungen durch, blieb aber fest in der Überzeugung seiner Überlegenheit. Er hat mir in den schwersten Tagen meines Lebens beigestanden. Und doch ließ ich ihn langsam in die Ferne versinken, weil auch ich mich überlegen fühlte und die Weisheit seiner Briefe nicht mehr ohne Demütigung zu ertragen fand. Selbst die brüderliche Fürsprache konnte den rasenden Verschwender, den Undankbaren, Treulosen nicht mehr davon abbringen.

Ich hatte einen Freund — in den ersten Studiensemestern. Er war schon Theologe gewesen, nahm mich in unserer Gesellschaft etwas gegen den Saufkomment in Schutz, wußte aber Bierzeitungen anzufertigen, die in

meiner Erinnerung etwas von Klassizität angenommen haben und jedenfalls unseren Jargon meisterhaft beherrschten. Ich fühlte seine überlegene Reife — er war wohl ein Philister und etwas altjüngferlich — und vertraute ihm Herzensbedrängnisse, die ich sonst verschloß. Als ich schwärmerisch-hoffnungslos in eine Opernsoubrette verliebt war, leitete er mich an, ihr gegen alle Mißverständnisse einen Besuch zu machen. Ich tat es mit einem gewaltigen Veilchenstrauße und sah ihr verbrauchtes, von Schminke zerrissenes Gesicht in der Nähe. Er meinte dann, sie sei meiner nicht wert gewesen, und redete mir mit seiner schönen Baritonstimme zu wie ein Seelenhirte. Das Maß meiner innerlichen Hingebung erfüllte sich, als er uns an einem blühenden Himmelfahrtsmorgen auf der freien Höhe des Meißners eine Art Stegreifpredigt hielt, nicht etwa in eine sündige Weltlichkeit hinein, sondern in unsre festtägliche, waldselige Freiheitsstimmung. Nachmals wohnten wir am selben Ort. Ich suchte ihn auf, er ließ sich verleugnen: er war ein völliger Simpel und jämmerliches Anhängsel einer wer weiß wohin gerichteten Frau geworden.

Ich hatte einen Freund — alles Bangen und alle Wonne des Erringens habe ich gekostet, denn ich habe ihn im verwegensten Sinne geliebt wie ein junges Mädchen, und nun war i c h der ältere, der geben sollte und wollte und der doch den überlegenen, vorwegnehmenden, durchdringen-

den Geist sah, dem er morgen oder übermorgen dünn und fade scheinen mußte, vor dem Wissen und Erfahrungen der Semester so rasch dahinsanken. Dazu war er aus altadligem Hause und bei aller streng erhaltenen Kindlichkeit von besseren Manieren als ich. Da habe ich geschwindelt und mich gesteigert und alle Farben des „Dichters" und „Gelehrten" spielen lassen und heimlich gebremst, daß er mir nicht davonflog. Er bildete sich ein, meine Schwester heroisch zu lieben. Ich Tor gab ihm auf seine Frage ihre Gegenliebe preis, es wurde geklatscht, und er wandte sich ernüchtert ab. Unser Verhältnis wurde von Tanten geflickt, aber es war bald würdelos, und ich löste es auf. Nach Jahren trafen wir uns auf einem stillen Bergpfade, beide grau. Ich, der Ältere, der Liebendere einst, grüßte zuerst. „Wir haben viel verstehen gelernt" sagten traurig unsere Augen, und wir gingen vorüber.

Ich hatte einen Freund vom Lande, der noch plattdeutsch sprach, dem war der Besuch des Gymnasiums und das Studium durch Stipendien ermöglicht. So hatte er etwas das Rückgrat verloren, tat sich manchmal durch laute und dann doch leise Demokraterei hervor und war mißtrauisch gegen alle Leute aus ‚guten' Familien. Aber er war begabt, fleißig und witzig und spielte, als Sohn eines kleinen Musikanten, hinreißend Schello. Das paßte zu den Orchesterveranstaltungen (mit Pariser Besetzung), die alle Sonntagmorgen, oft in gehobener Katerstimmung auf

8*

meiner Bude vor sich gingen, und gab viel unaussprechbare Gemeinsamkeit. Er erwies sich als unmöglicher Lehrer, verließ die Schuljugend, die ihn verhöhnte, und kroch im Bibliotheksdienst unter. Da wurde er unwürdig mißbraucht, und als ich einstmals wieder in die Heimat kam, schüttete er mir sein Herz aus, was damals noch in der Ecke einer Bierstube zu geschehen pflegte. Nach wenigen Wochen schrieb er mir, ob ich ihm behilflich sein könne, an die Universität zu gehen. Da kam der Krieg, und er starb eines grauenhaften Todes.

Ich hatte einen Freund — unsere Eltern kannten sich schon und taten uns zusammen in eine Tanzstunde, wo wir dann die erste Liebe gemeinsam genossen, und so kam ich auch in sein Kränzchen und in die Welt physikalischer und anderer Knabenbasteleien, wo man sich die wunderbarsten Gerätschaften verfertigte, die mir leichter und besser zu kaufen schienen. Als Student verschwand er zur technischen Hochschule, weil er das Baufach erkoren hatte, und ich sah ihn erst wieder als fertigen Mann, den der Schinkelpreis krönte, voll kraftvollen Künstlersinns in einem freien, stolzen Kreise: ein gesunder Wind für den Stubenidealismus, der auch manche Philisterei und Schauspielerei davonblies. Da mußte die Liebe herber, keuscher und mannhafter sein. Wir haben zusammen die Städte und Gärten Italiens durchzogen, abseits vom Wege, mitten durchs Volk, seine Kneipen und seine Sprache. Da haben wir

uns kräftig gewetzt. Er hat mir mein erstes kleines Haus gebaut, auf dem Papier, der Meister des heimischen Barocks. Auch fern und ohne Briefe blieb er mir nah. Er fiel in den ersten Stürmen im Westen an der Spitze seiner Kompanie.

Das war der letzte, und als die Nachricht seines Todes kam, brach ich in Tränen aus und wußte, nun war alle Jugend dahin.

Denn was war gegen das unwiederbringliche Du das Sie der Neuen?

Ich wohnte Jahr und Tag bei einem vornehmen alten Herren im Hause, der Beziehungen zum Hofe hatte, zum Heere, zur Oper, zur Literatur, und mich lehrte, einen glänzenden Salon nicht zu fürchten. Der im Jahre 48 Einjähriger gewesen war und das Buch eines achtzigjährigen Lebens vor mir aufschlug, langsam, Blatt für Blatt, wie ein Vater dem hoffnungsvollen Sohne, auf den er baut und von dem er Überschwängliches erwartet. Er starb mit neunzig Jahren und vermachte mir sein Bildnis, das nun wie der Glaube an mich vor meinen Augen steht.

Fast acht Jahre lang traf ich beim Turnen einen wunderlichen Sanitätsrat. Der nötigte mich nach einer langwierigen Geselligkeit, es mochte wohl ein Uhr nachts sein, in sein Haus und Sprechzimmer, schenkte ein paar Schnäpschen ein und bat mich um meine Freundschaft. Er war unselig verheiratet; ein Landpastorenkind frommen Gemüts kämpfte gegen Leid und Schmutz seines Berufs.

Er wollte einmal plaudern dürfen, ein bißchen sentimental, ungestört in der Stille der Nacht, mit mir. Er erzählte von seinem Häuschen im Walde, in das er sich sonnabends zurückzog. Er lud mich ein, dort ein paar Wintertage allein zu verbringen. Und ich genoß mit der Süße auch das Grauen der Stille, in der nur die Lampe flüsterte, der große Hund atmete, und spähte durch die Läden wie gefangen nach dem Lichtscheine der fernen Stadt jenseits der schneestarrenden Fichten. So wolltest Du meine Seele binden, und ich schrieb wie unter Zwang dankbare Worte in das Hausbuch. Und ich atmete auf, wenn am Morgen die Alte aus dem Dorfe kam, zu heizen und „Kaffee" zu machen. Auch Du bist dahin, gestorben am Tode Deines Sohnes, der Dein Trost und Halt war.

Soll ich noch mehr nennen? Man war zu alt und klug für Freundschaft.

Da hatte ich meinen Bruder noch, als wäre es selbstverständlich und müßte bis ans Ende meiner Tage währen. Er war ja vier oder fünf Jahre jünger und eine hohe, soldatische Gestalt. Er lag seit Wochen krank, aber wir konnten nicht denken, daß dies Siechen unaufhaltsam sei — er hatte den Todeskeim aus dem alles mordenden Kriege heimgebracht. Nun war die Wohnungsklingel abgestellt, nur ich wurde zugelassen: ich redete nicht von Geduld und Muthaben und dem täglichen Einerlei, das wir „Muspott" nannten. Wir brauchten es nicht. Turmtief war

unsere Gemeinsamkeit begründet: dasselbe Land, dieselben Vorfahren, dasselbe Vaterhaus, dieselbe Schule, dieselbe Richtung und Begrenzung des Geistes, Gut und Schlecht, Recht und Unrecht gleich geschieden. Aber bei ihm alles weicher, gutherziger, einfacher, offener. So hatte er sich auch als Kind, kleiner sorgfältiger Pedant und Angsthase von mir beherrschen lassen in Glauben und Hingebung, und als ich zuerst das Elternhaus verlassen hatte, da legte er weinend und wie in Verzweiflung den Kopf auf die Tischplatte: „Nun ist er weg!“ Aber sein Vertrauen machte ihn auch zu einem Halt für mich: ich durfte es nicht täuschen. Vor ihm wollte ich gut und sauber und vornehm sein, und das war schöner als das andere, daß ich sein Verständnis, seine Teilnahme an meiner Arbeit wacherhielt und meine Bedeutung ins rechte Licht setzte, bescheiden und unbescheiden zugleich, alles um seiner guten Meinung willen; er sollte noch immer wie einst zu mir aufsehen, der nicht so einfach gut war. Geredet wurde darüber nicht, geredet wurde über Vaterländisches und Geistiges, über Menschen aller Art, er hörte meine überheblichen Urteile, war ein Weilchen stille, zwang mich durch Fragen zu besserer Klarheit und wandte es dann ins Sanftere. Er war dankbar für solches Plaudern, aber lange durfte es nicht dauern. Einmal spielte ich ihm auch nur Klavier, etwas sanft Lösendes mußte es sein, und es kostete seiner Schwäche wohl Tränen.

Mir sollte es auch etwas lösen, aber etwas Großes, Tragisches hätte ich hinwühlen mögen, um es lösen zu können in meinem Herzen. Aber das hätte ihn erregt, und er hätte gefragt. So spielte ich anderes, so weich ich konnte. Er gab mir dankbar die magere Hand, und ich ging — auf Nimmerwiedersehen, habe nicht einmal mehr das Bild vor Augen, und meine Not blieb unausgesprochen.

Meine bittere Not: an zwei Menschenleben hatte ich mich schwer versündigt, mit jedem am andern, hatte Jammer und Pein über sie gebracht aus Schwäche und Ichsucht und mich selber durch Unwahrheit herabgesetzt. Er sollte verstehen, verzeihen, raten, helfen. Ja, durch ihn machte ich mich gut.

Als dann das Telegramm kam, daß er nicht zu retten sei, geriet ich fast von Sinnen vor wilder Empörung um solchen Wahnwitz. Im blinden Hin- und Herrennen zwischen Schreibtisch und Ofen schrie ich: „Nein! Nein!" und warf die Arme, und jedes Mal, wenn mir ein neuer Verlust aufblitzte in dem einen ungeheuren, wieder: „Nein! Nein!" Und eine unübersehbare Schar blinkender Gestalten strömte unter Sonnenglanz und fliegenden Wolkenschatten aus kaum noch kenntlicher Ferne auf mich ein, an mir vorüber, vorüber und stürzte dann ahnungslos, haltlos in den schwarzen Riesenschlund, der sich auf ihrem fröhlichen Wege plötzlich aufriß: Freuden der Kindheit, gemeinsame Fahrten, Studentenübermut und Liebeskämpfe,

Wissenschaft, Heimat, Vaterland, die Kriegszeit und das Bangen um sein Leben, sein Sorgen für die Hungernden zu Hause, auch Krankheit und Not, aber über allem und in allem Güte und Heiterkeit, tausendfältig verschlungen in Gedanken, Worten, Gebärden, alten Scherzen und Schwänken, in Sang und Klang. Alles, alles dahin!

Ich las tränenblind Fahrplan um Fahrplan, ohne zu finden, und dann sah ich, daß gerade jetzt ein Zug abging. Ich warf mich in schwarzes Zeug und saß frierend und zitternd im Ofenwinkel. Nun wollte ich alles ruhig bedenken und schob doch alles durcheinander. Immer deutlicher sprach es da, mochte ichs auch immer wieder zurückdrängen: „Wenn sie sich nun irren? Wenn er erhalten bleibt?" Und schon im Fortgehen stopfte ich in abergläubischer Furcht andres Zeug in einen Rucksack, um seinem Tode nicht vorzugreifen durch einen schwarzen Rock, oder nein: um ihn nicht zu erschrecken, wenn ich ihn noch am Leben träfe. Dann saß ich Stunden um Stunden in ein heißes Abteil gepfercht, unter teilnahmsvollen Blicken, und mir war, als wüchse der hohe Hut, das lächerliche Instrument der Trauer, mir auf dem Kopfe höher und höher, bis unter das vollgepfropfte Gepäcknetz und heischte, selbst traurig wie ein Totengräber, noch immer mehr Hochachtung für einen so interessanten Beileidsmann.

Ich kam zu spät. Ich hätte ihn noch am Leben getroffen, wenn mir nicht nach der Ankunft das Umziehen

das Wichtigste gewesen wäre. Aber auch im schwarzen Rock hätte er mich nicht mehr erkannt, und die Tücke, mir diesen Gedanken einzugeben, war kindisch, hohes Schicksal!

Es war die edelste Begräbnisfeier, die ich je erlebt habe. Stolz gehoben war ich schon vorher: die schwarze Frau neben mir, die durch ihn ganz um mich wußte, ohne es je fühlen zu lassen, hatte mich zu ihrem Führer bestellt, und wie groß bewahrte sie Haltung und Würde! Ihr war der Leichnam wesenlos: was sie liebte, war ihr gerettet für immer. Und war sie nicht schwerer getroffen als ich, bis zur Zerstörung ihres Lebens? Und ich kostete dankbar die Aufgabe, zu erfühlen, was ihr irgend tröstlich sein könnte, sie leise zu erfreuen und vor der ach wie bald hereinbrechenden Wirklichkeit zu schützen, soweit ich nur vermöchte. Wie hätte ich sonst abtragen und meiner Liebe Genüge tun können?

Wir saßen in der Friedhofskapelle in der vordersten Reihe, hinter uns das stumme Fußscharren der Kommenden, vor uns, unter Blumen, Palmen und Schleifen vergraben der Sarg, der so Unsägliches umschloß, und oben im Chorumgang, wie tröstliche Putten, die Kleinsten unter den Schülern, Gesicht an Gesicht. Die erhoben ihren reinen Sopran, und er floß mit dem gelben Licht der Kandelaber so friedevoll hernieder, daß ich stille wurde nach der Hetze der Tage.

Und nun eine Löwenstimme, die plötzlich das Herz starren und erbeben machte, dahinströmend in mächtiger und kind-

licher Klage. Um eignes Leid, das sie doch als gottverhängt fassen und bändigen wollte. Das war der geistliche Freund, der im Kriege gefundene, aus der Heimwehzeit in den serbischen Bergen, der das so gerne gläubige Herz des Kameraden ergraben hatte, sich selber zu Kraft und Wonne. Ja, du weißt auch von ihm, fremder, starker Mann? Er gefiel dir wohl? Überall, wohin er kam, war er die Freude der Menschen! Weißt gar und darfst sagen, was ich nicht anrührte? So durftest du auch Tag und Nacht reisen, hier Zeugnis abzulegen, zu helfen, zu danken, zu mahnen ohne verruchte Handwerkerei, und auch wir gehören in ihm zusammen!

Aber das blieb, als ich davonreisen mußte: ich war zu spät gekommen, ich hatte nicht mehr zu ihm sprechen können. Wieder und wieder stürzte es mir ins Bewußtsein: er ist tot, der Letzte, nicht nur heute und morgen kannst du nichts sagen, nichts fragen, nichts mit ihm raten und taten, nein, für alle Zeit und Ewigkeit. Und das Verschweigen peinigte mich wie eine neue Untat. Wie lockend stille Klostergärten sah ich die Gedankengänge von Beichte und Buße vor mir auftauchen, und es deuchte das kranke Herz im Dämmerschein, ich müßte noch einmal in die Kinderschuhe schlüpfen und dort wandeln können. Um Pfingsten stand mir der Gedanke fest, den fremden Pfarrer heimzusuchen, der so handfest in seiner sicheren Gläubigkeit und Menschlichkeit stand: ich wußte ja, wie sehr er sein Freund gewesen war.

Er wohnte in einem kleinen Gebirgsstädtchen. Ich kam mit hereinbrechendem Abend an den Fuß der Berge und geriet in einen Strom von Wandervögeln, die sich dort ein Stelldichein gaben. Immer neue Gruppen in weitem Gleichschritt, Männlein und Weiblein in phantastisch strolchhaftem Aufputz, mit Stab und Ranzen, Fähnchen und Kesseln, jede mit eigenem Geklimper und Gesang; und der bunte, frohe Lärm hallte vervielfacht von den einschlummernden Waldhängen zurück, wälzte sich wie ein Heereszug das liebliche Tal empor. Wie sollte ich da ein Unterkommen finden? Aber noch vor der Stadt, im Schützenhause, hatten sie Massenquartiere. Da strahlten zwei Reihen erleuchteter Fenster in die Nacht, ein Brausen drang heraus wie aus einem Bienenkorbe, und von der Freitreppe flog das Volk mit unablässigem Drängen und Dröhnen aus und ein. So fand ich doch ein Stübchen in einem alten Gasthofe. Es ging auf eine stille, enge Gasse voll scharfer Mondschatten und heimlicher Einblicke in schwarze Tiefen. Reglos stand da ein Pärchen. Aber der Lärm der Fröhlichen da draußen schwebte doch wie ein heller, wogender Schleier zwischen dem nächtlichen Sternenhimmel und meiner leidsuchenden Trauer.

Am andern Morgen unternahm ich einen Weg in die Berge, teils um die rechte Zeit für einen Besuch herbeizuschaffen, teils um mir ruhig zurechtzulegen, was ich sagen wollte. Es kam mir nun doch etwas merkwürdig

vor, daß ich mich dem Fremden aufschließen würde, und es befiel mich sogar ein Herzklopfen. Aber es brauchte ja nur ein Vorfühlen zu sein, eine wehmütige Gemeinsamkeit im Gedanken an den Toten.

So schritt ich versunken an einem Bächlein zwischen Wald und Wiese empor, merkte kaum, wie es Frische in die Frühsonne hauchte und sprudelte. Da war ich plötzlich angeredet, und vier braune Mädchenaugen sahen halb schüchtern, halb schelmisch zu mir auf:

„Entschuldigen Sie: wo geht es zur Ruine?"

Als ich aufblickte, war ich von einer ganzen Schar halbwüchsiger Mädchen umgeben, die an der Seite der augenscheinlichsten Lehrerin aus sicherer Ferne auf mich schauten. Pfingsten gabs hier halt weder Kummer noch Einsamkeit.

„Die Ruine? Die suche ich auch. Hier rechts auf der Höhe muß sie liegen, aber weiter oberhalb wird doch ein bequemerer Weg abbiegen."

Sie waren schon davon, ehe ich ausgeredet hatte. Ein Hin- und Herrufen, und die raschen, hellen Gestalten schwärmten aus, den Hang empor unter die hochstämmigen alten Buchen. Ich aber wandelte, wieder allein, den bequemlicheren Pfad weiter, bog schön rechtzeitig ab und traf erst wieder auf die lärmende Schar, als sie im Knäuel, wie Ameisen einen unglücklichen Regenwurm, ihre alte, nach Luft ringende Lehrerin auf den Weg emporzogen. Ich reichte die Hand entgegen, und so gings mit vereinten Kräf-

ten. Da gabs denn nun ein Gespräch. Und oben auf dem kurzen Rasen der Terrasse, wo man mit den Beinen über dem waldigen Abgrund baumeln konnte und das Städtchen sich sonnig warm in seine drei Täler schmiegen sah, wurde es ohne Zögern fortgesetzt. Ich verteilte unter meine Nachbarinnen die Spelten einer Apfelsine, die mit manch wundersamer Ziererei entgegengenommen wurden. Ein Kind und das andere begann treuherzig zu erzählen, indes die übrigen kicherten oder sich interessant machten oder herumstöberten und die Lehrerin im Hinblick auf das Schickliche kleine Ermahnungen verteilte. Dann rief sie mit einem Gluckenruf ihre Küchlein in einen dichten Kreis und tat sorgfältigen Bericht von den Schicksalen der Burg, und ich konnte mich nicht entbrechen, ihn fortzusetzen und wunderschön auszumalen und genoß den Glanz der jugendlichen Augen, die in schwelgerischer Vergessenheit auf mir ruhten. Danach gings wieder ins Frühstücken und Schwätzen über, und auch das Fräulein, eine liebe, brave Kindermuhme, nahm daran teil. Sie hätte gern gewußt, wer und was ich war.

Unversehens sagte ich:

„So hat mein Bruder auch mit seinen Primanern auf einem Berge gesessen!“ Und zog ein Bildchen hervor, das ich vor allen liebte, wo er, ein bißchen ermattet, aber schon die Pfeife im Munde, mitten in seiner Schar auf einer freien Bergkuppe zwischen Kraut und Baumstümpfen lagert. Rasch fuhren zehn bezopfte Köpfe über meine

Hand, und es gab eine schweigende, doch interessante Betrachtung. Hinter mir aber war eine kleine Bewegung entstanden, von der alten Dame angestiftet, und plötzlich schwang sich ein helles Quartett empor, wonnig wie ein silberner Taubenschwarm, der sich höher und höher schwenkt im Sonnenlicht. Mir stieg vor Schönheit und Erinnerung ein Schluchzen in die Kehle, und ich hörte von fern den Kindergesang der Friedhofskapelle, der doch so befreiend und ach so lieblich war. Aber als ich mich umblickte und die gläubige Erwartung meiner Freude und meines Lobes in aller Augen sah, da hielt ich an mich und ließ mich von dem milden Glücke der Stunde bescheinen. Sie gaben noch eins zu. Da sprang ich denn auf — „Brich ab, wenn es am schönsten ist!" sagte meine Mutter —, nahm das schauderhafte alte Wanderhütchen, das frisch bekränzte, dankte in die Runde, den kleinen Sängerinnen und der Alten besonders mit feierlichem Händedruck, und verschwand hinter dem dicken Turme wie ein Prinz.

Ich hätte noch einen schweren Weg vor mir, hatte ich gesagt, darum müßte ich mich rasch verabschieden. Nun sprang und rutschte ich den steilen Hang ganz benommen zu Tal, daß Laub und Humus mich umstoben. Erst unten kam ich zum Aufatmen und zur Besinnlichkeit, als ich wieder das Bächlein entlang ging. Ich ging nicht zu dem fremden Pfarrer. Ich hatte einen Freund, der war lebendig in mir wie das Gewissen.

Die alte Harzwanderung

Im letzten Friedenssommer war ich fast eine Woche mit Sergius im Riesengebirge. Wir hatten ein schönes weißgefugtes Blockhaus mit gewaltigen Betten und derber Kost zehn Minuten unterhalb der großen Autokloake, die oben über den Paß führt. Dort ist auch eine weitläufige Kulturbaude mit vielerlei Volkskunde, wo es z. B. bayrisches Bier gibt und man sich wohltätig zusammennehmen muß. Sonst liefen wir durch die Wälder und suhlten uns auf sonnigen Wiesen. Aber die Zwiegespräche flossen unablässig, unablässig, auch nachts in dem ehelich zusammengewachsenen Doppelbette. Sergius fand sie und uns sehr „abgeklärt" und begleitete die Feststellung mit so erschütterndem Lachen, daß ich ihn an den Frieden des nächtlichen Hauses gemahnen mußte.

Es war ja vieles von langen Jahren her nachzuholen, unzählbare Menschen und Verhältnisse wurden sachlich zurechtgerückt, ganz unversieglich aber war der Born der gemeinsamen Studienjahre mit ihren abenteuerlichen Ge-

schichten. Gott, welch ein reiner Jugendidealismus! Welche Ferne von den Praktischkeiten, geschweige dem Schmutze der Welt! Göttingen und seine reine strenge Wissenschaft war der Mittelpunkt des Vaterlands, und war doch selbst nur ein abseitiges, mit aller Bequemlichkeit in alte Gärten eingewachsenes Vorstadthäuschen, das seine Kartoffeln auch erst von außen beziehen mußte. Wie bescheiden lebten, wie wenig brauchten auch wir Hochfliegenden! Der Vernünftigste von uns war sicherlich Sergius, eigentlich war er schon damals „abgeklärt", wußte immer um die eigentlicheren Unter- und Hintergründe der Erscheinungen und pflegte durch jenes erschütternde Lachen zu beweisen, daß er sie in ihren Widersprüchen ertappt habe. Es gab aber Genossen, die ihm seine Betrachtungsart auf Schlesisch als „mehren" verwiesen, was sich nicht übersetzen läßt. Ich dagegen, verwöhnt, eitel, noch nicht genug anerkannt, zu schönem Weltschmerz neigend und dann beim weglosen Stürmen durch die Wälder leider doch die Doppelheit meines Ichs erspürend — ich war bald allen glückselig voraus im Besitze einer anerkannten Braut. (Da waren wir schon Doktoren.)

Ja, und nun kam auch der Harzbummel vor vierzig Jahren verdämmert wieder empor. Wir wußten beide noch, daß es ein großartiges Treffen mit meiner Braut, mit meinen zahlenden Eltern, mit Schwester und Base war, am zweiten Pfingsttage unter strahlender Sonne,

unter buntem Gewimmel fröhlicher Völkerscharen. Es zog sich im Wechsel von Wandern und Rasten aus dem Okertal über die Höhen bis zum Bahnhof Harzburg, wo wir beiden Jünglinge uns dann plötzlich allein wiederfanden, ich beseligt und nun im Nachklang gedämpft, Sergius aus geziemender Gedämpftheit in Beseligung übergehend: die echte zu brüderlicher Auflösung in einer abendlich-nächtlichen Wirtshauslaube drängende Dissonanz. Am nächsten Tage der Brocken als Krone für den schlesischen Fremdling, am übernächsten ausgedehnte Rast in dem leeren alten „Schlosse" meiner Schwiegermutter, drunten am Unterharz, und abends ein ungeheurer Sturmmarsch, um im Wettlauf mit einem langdrohenden Gewitter den letzten Zug im letzten Abendschimmer zu erreichen.

Ich wußte dazu die Namen, auch die nächtliche Zwischenstation in der „Grünen Tanne" zu Rübeland und manche Einzelheit, auch dieses, daß es die schönste und einigste Freundeswanderung war, die ich je vollbracht hatte, und daß zu Hause ein Schiebebecher mit Erinnerungsinschrift verwahrt sein mußte, ein Geschenk von Sergius, das mir gewißlich dasselbe sagen sollte. Dagegen wußte ich nichts mehr von den erhaschten Augenblicken, von den zärtlichen Heimlichkeiten, um deren willen ich dies Treffen so langher und so listig eingefädelt hatte, um deren willen ich so stumm am stummgewordenen Bahnhof Harzburg stehen blieb.

Da wußte Sergius doch mehr. Er wußte z. B., daß mein alter Herr mit behender Pincette Käfer in eine Flasche steckte, als wäre auch dies ein Lehrlingsausflug, daß wir im „Schlosse“ auf die Bibliothek gestoßen waren, die meine bildungseifrige Schwiegermutter aus den Abstoßungen der verwandten Familien für die Sommerfrische zusammengebracht hatte, und daß er, als er mich bei einem sehnsüchtigen Fernblick aus dem Fenster des Nebenzimmers entdeckte, zu mir kam, in der einen Hand die Briefe der Liselotte von der Pfalz, in der andern „Das Kränzchen“. Aus diesem lasen wir dann mit verteilten Rollen, und alsbald war das erfreulichste, lächerlichste Gleichgewicht der so verschiedenen Stimmungen hergestellt.

Und noch etwas wußte Sergius. Als wir in aufgelöster Ordnung unter den sonnigen Fichten dahinzogen, dort auf den Höhen zwischen Okertal und Silberborn, wo sich die grauen alten Klippen am Wege türmen, da gab es schön geschälte weiße Fichtenstämme, auf denen man entlang balancieren konnte oder mußte. Auch Sergius, der kurzsichtige, unternahm es, unter dem Drucke der Mädchenhuld. Meine Marion reicht ihm als Halt ihren Schirmgriff, der Griff bricht, und die Pein ist fertig. Er stammelt, und sie tröstet: „Es läßt sich ausbessern!“, „Es ist mein alter Schirm!“ oder so. Sergius sammelt sich mit zornigem Gesicht, aber das bedeutet bei ihm nicht Zorn, sondern Verlegenheit. (So füge ich jetzt hinzu.)

9*

So weit kamen wir im Sommer unterm Riesengebirgs-kamm. Aber die Sache ging mir nach. Es war mir wie jenem, der mit der Lupe in der Hand auf einem alten, ihm unbekannt gebliebenen Bildnis nach bestätigenden, ergänzenden, neuen Zügen sucht, seine peinvolle Liebe zu einer längst Entrissenen zu ersättigen. O meine Marion, wie wars da im sonnigen Walde auf der Höhe, als du den Freund mit fröhlichen, gütigen Worten trösteteſt? Ja, dort schwebte noch etwas von ihrer Seele, unerlöst, das nach mir rief, es noch und noch zu greifen und zu bergen!

Ich schrieb an Sergius und an meine Schwester um Aufzeichnungen von damals, alte oder neue. Sie brachte mir ein schöngebundenes Jungmädchentagebuch mit schlichten Sachangaben, denen ich aber doch das Pfingstdatum verdanke. Er sandte gleich zwei zeitgenössische Reiseschilderungen, in denen er so gewaltig „mehrte", daß sie beide in den Anfängen stecken blieben. Nun vernahm ich von den Vorberatungen und -bereitungen; wie wir vor Tage von Göttingen abfuhren, in Northeim den Anschluß versäumten und mit ungebrochenem Mute in den aufgehenden Pfingstmorgen hineinmarschierten, um in Katlenburg den nächsten Zug, den der spät aufgestandenen Philister, zu treffen. Das Letzte ist die halb schüchterne, halb großspurige Besichtigung eines nach Lonau ausgeflogenen Mädchenpensionats und das Abbiegen aus dem langen Tale in den hohen schönen und dann auch wilden Wald der Hans-

kühnenburg zu. Auch Weiteres hatte Sergius aus erfrischter Erinnerung noch nachgetragen, und ich wußte nun vielerlei. Aber nicht das.

Dann kam schwere Semesterarbeit. Viele Leute wollten plötzlich unbedingt geprüft sein. Ein Buch wurde gedruckt, während ich hinten noch daran schrieb. Ferienmuße gäbe es nur fern vom eigenen bannenden Bücherhauf.

Wir hatten ein schönes Weihnachtsfest, Kathrinchen, mein Lebenstrost, und ich, zum ersten Male seit der Herrschaft unsrer Kinder wieder allein. So weit ich zurückblicken konnte, war kein besseres gewesen. Wir brauchten dazu nicht viel andres, als still nebeneinander zu sitzen und zu empfangen, u. a. die Pakete mit den säuberlich in buntes Seidenpapier und Seidenband gebundenen, mit hübschen Versen bezeichneten Einzelpäckchen: so hatten es die Kinder von ihrer Mutter gelernt.

In den nächsten Tagen sollte ich ein bißchen auf Erholung reisen, meinte sie. Am Morgen, als es losgehen sollte und sie mich gegen alle denkbaren Wechselfälle bepackt hatte, brachte sie den alten Harzbecher hervor, der wohl dreißig Jahre geruht hatte. Sie wußte, wie immer, was ich wollte. Als wir ihn nun auseinanderzogen, schlossen sich die Ringe noch wasserdicht, und innen waren Reste schwacher Vergoldung geblieben. Ja, es war die schönste, einigste aller Jugendwanderungen gewesen! Welche Fülle der Freunde damals! Wie ein strahlender Umzug in eitel

Sonnenglanz tauchten sie noch einmal vor mir auf, dann knallten die Maschinengewehre hinein, als wärs bei Langemarck, und sie sanken lautlos dahin, nur Sergius und ich zogen nach vierzig Jahren wieder so einher, langsamer und stiller.

Dann saß ich in der alten Heimat, in dem Jungfernzimmer meiner guten Schwester, zwischen Apothekertöpfen und sonstigen schönen Resten des alten Wohlstands und hundertfältigen Erinnerungen und wurde unerhört verwöhnt. Ein schweifbeiniger Ziertisch meiner Urgroßmama, in rohen Zeitläuften mit brauner Ölfarbe bearbeitet und ins Mädchenzimmer degradiert und dort lange Jahre das Traumbuch unsrer Minna bergend, er ist zu kunstgeschichtlichen Ehren gekommen und für mich in eine dickverpackte Fensternische gerückt. Da geht der Blick über einen tiefen verlassenen Schneegarten zu den stillen roten Dächerzeilen der Altstadt und ihren heraustauchenden Türmen. Dort die von der Marktkirche, die mir von je weit über Land verkündeten: Hier an dieser Stelle grade unter uns steht ein mächtiges altes Barockhaus, dein Elternhaus. Jetzt aber sind sie alle vom Rauhreif verdeckt, und im Vordergrunde, auf der Veranda macht sich ein Kleiber rund und dick und beißt die flitzigen Meisen vom Futter weg.

Hier also war mir gewaltig eingekachelt, hier sollte und wollte ich aus allen Berichten und Erinnerungen meine eigne Harzreise zusammenschreiben. Hier war ja auch ab-

gründige Stille, und ich schwieg vorbereitend meine arme Schwester an, die von meinem Besuche doch freundliche Ansprache erhoffen mußte.

Aber ich sah bald ein: es ging mir in Wahrheit um jenes Bild, um jene Worte der Frühverlorenen, um ihr Leben und all ihre Hoffnungen Betrogenen, mit allen Kräften reiner Jugend Geliebten. Wohl, das Bild war da, immer heller durchglänzt: der Weg von Romkerhall herauf, der plaudernde Zug, weit auseinandergezogen im Spiel der Lichter, ein kleines zwitscherndes Gewimmel um die weißgeschälten Stämme, ein lichtes Gewand — war es mattblau? war es weiß? —, das Lachen der Altstimme, ein stahlblauer Blick, frohe Worte einer Lispelzunge.

Dann eine halbe Wendung zu mir, ein fragendes, fremdes, großes Betrachten aus der Schönheit ihrer stolzen Augenbogen, die mich immer erschauern machte. Das war der Blick, den ich jahrelang in nächtlichen Träumen sah. Da pflegte sie plötzlich kühn und vornehm aufgerichtet mir gegenüber zu stehen, etwas Feierliches, Unverbrüchliches war zwischen uns getreten, meine Hände sanken nieder, alle tiefe Vertraulichkeit war dahin. Aber ihr stiller Blick drang in mich, als hätte sie trotz allem, allem fragen mögen: „Weißt du? — Ich bin es! Vergiß es nicht!" Und schon sank ich wieder in den Abgrund meines dunklen Schlafs.

Wo mich dieser Blick zuerst getroffen habe und wann? Im Leben? Nein! Da verschleierte ihn alsbald süße Hin-

gebung, wenn er auf mir Armem ruhte; runde Schultern zuckten, und sie flog mir ans Herz.

Deine Worte damals im Walde finde ich nicht wieder. Umsonst, ich weiß nichts von dir, was nicht schon zuvor in mein Innerstes versunken und mein war.

Nachts ging ich noch durch die abgedunkelten, totenstillen Straßen, und so wagte ich mich an unserm alten Hause vorbei. An der Ecke glühte die rote Apothekenlampe, aber alle, alle Fenster waren schwarz. Der allzeit heitre Schwarm, der hier bei meinen heitren Eltern aus- und einging, war längst wieder auf dem heimatlichen Friedhofe versammelt. Auch du, meine stolze Marion, schrittest einst die breiten Steinstufen hinan, bedrängten Herzens nach einer schweren Jugend, und auch du warst bald froh. Drei Jahre hattest du damals noch, davon eins, eins mit mir.

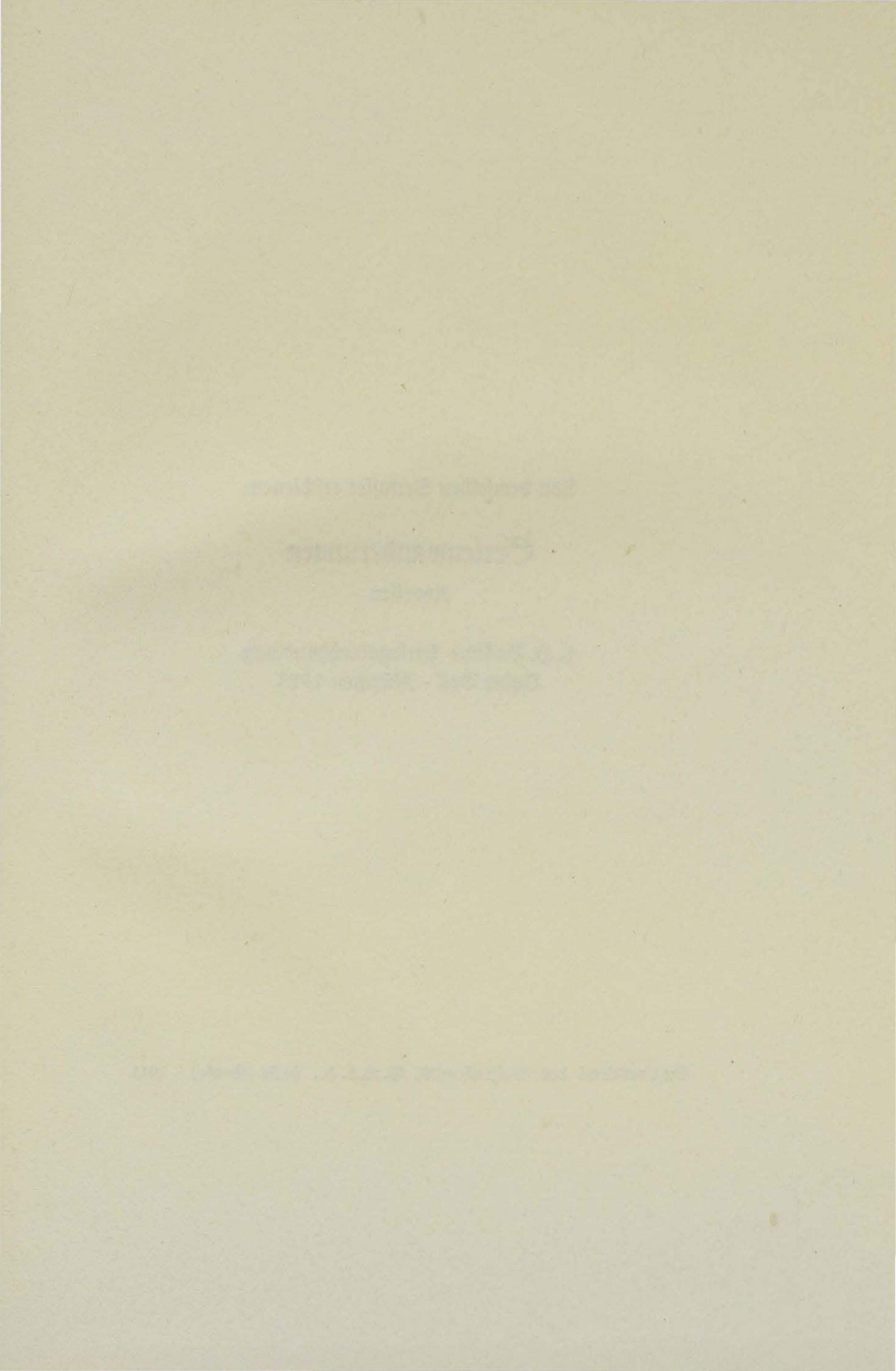
Jenseits unsres düsteren Platzes die Kirche, die köstliche, gegen einen funkelnden Frosthimmel. Rings außer der einen treuen Schwester nur noch unbekannte Menschen, die ändern, wo es ihnen gutdünkt, und Felder und Wälder weithin überfluten, jetzt unschädlich wie Bösewichter im Schlafe.

Es ist gut, daß man hinauszieht und den Kindern eine neue Heimat gründet. Wir wohnen am Stadtrand nahe dem Walde und blicken auf sanfte Berge. Da ist die goldene Arbeit, die man am besten versteht und die darum so unwiderstehlich bannend ist. Im Garten müssen die

hohen Bäume zwar erst erwachsen, aber es gibt Sandhaufen, Planschbecken, Wagen und Pferdchen, Stachel- und Johannisbeeren für die Kinder. Die Oma erlaubt alles. Sie ist imstande, ein lebendiges Schäfchen für sie anzuschaffen.

Prächtig glühnde tiefe Silberschale, hochgetürmt auf starkem Fuße, schlangenhenklig, bilderüberflutet — Still! Wie deut ich die geheimnisvollen, die in stummem Tanz dich, silberbucklig, vielfach rings umschlingen? Wo ist Anfang? Ende? — Dort das Fabelwesen sollt ich kennen, das, halb Mensch, halb Tier, mit herrlicher Gebärde in die Ferne weist. — Doch mit der Linken schließt es selbst den Mund sich. — Und das Nächste? — Psyche ist es! — Doch der Drache? — Nein, ich kenn es nicht, und weiter schwingt sich wieder bis zum Anfang deutungslos der Reigen: Jagd und Menschenleben, Riesengötter, fremde Fische in den Palmen, Kriegerscharen, gleißend stilles Treiben — schön und wunderhaft, mit Locken leise drohend. — Wo beginn ich? — Doch ein Trank der wird mich lehren. — Süß — und schwer — berauschend — dunkler Wein! — Indem ich trinke, steigen ringsum aus den Fluten jene Bilder, rückwärts, hohl im Golde glänzend. — Ja, nun deut ich alles! — Doch nachher erst! Weiter! Weiter! —

Neue Bilder! Wunder, schwere Wunder! O Verstehen und Begreifen! — Rascher trink in Weines süßem Zauber: taumelnd wird das Hirn dir weiser. — Sieh die Fluten fallen! Rascher! Mehr noch zu erfassen, rascher! Muß der Boden nicht das Größte, nicht das Fürchterlichste noch verdecken? — Oder stell ich angstvoll, nur das eine zu verhüllen, ihn vom trunknen — noch nicht trunknen! — Munde wuchtend nieder?



Von demselben Verfasser erschienen:

Seelenwanderungen

Novellen

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck · München 1913

Buchdruckerei des Waisenhauses, G. m. b. H., Halle (Saale) · 1941



